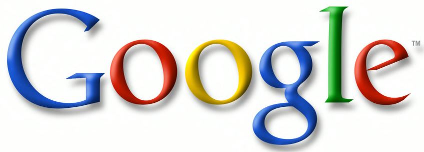
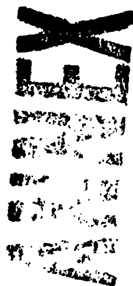






Fried. Gögel
13. 7. 78.

Ja[illegible]li

V 7–8

J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Dritte, rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie
1819.

Inhalt
des siebenten Bandes.

Seite

Seite.

Jacobi's Werke.

Siebenter Theil.

Der Schwarzwald.

Wem ist der Schwarzwald unbekannt
Mit seinen hohen Tannen?
Kein Wandrer kommt ins Schwabenland,
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bey seiner wilden Pracht
Still steht, und große Augen macht.

Wild ist der Berg und schauderhaft,
Doch fröhlich anzuschauen;
Er steigt empor in voller Kraft,
Und mahnt uns an die rauhen
Altdeutschen Väter, stark und kühn:
Warum denn singt kein Deutscher ihn?

Wär' ich so rüstig noch als er
In seinen alten Tagen,
Ein Loblied würde mir nicht schwer;
Jetzt aber will ich sagen,
Wie dieser Berg, so wild er scheint,
Mein beßter Nachbar ist und Freund.

Auf manchem Berge zeigten sich
Mir unter grünen Aesten
Der Nymphen viel; doch hatten mich
Die Wälder stets zum Beßten;
Denn, wenn ich näher kam, und sah,
War keins der Göttermädchen da.

So sang ich oft zum Becher hier,
An Hügeln voller Reben;
Des Landes Töchter mußten mir
Für Lieder Küße geben;
Allein der Herbst war nun entflohn,
Und Kuß und Lied vergessen schon.

Dem Schwarzwald bin und bleib ich gut:
Einst kam von ihm herunter,
Mit einem weissen Wälderhut,
Ein Mädchen, frisch und munter,
Rothwangig, kunstlos, sonder Arg,
Das nichts als Lieb' im Herzen barg.

Wohl war es eines Blickes werth;
Ich fragte: „Willst du weilen
In unserm Thal, an meinem Herd?
Sollst alles mit mir theilen."
Wir wußten nicht, wie uns geschah;
Das Wäldermädchen sagte: Ja!

In kurzem war es meine Braut —
Mein Weibchen drauf, und brachte,
Als wir sein Nestchen ihm gebaut,
Ein Knäblein mir, das lachte
Mich freundlich an auf ihrem Schooß,
Und sprang umher, und wurde groß.

Mein Alles ist, seit jener Zeit,
Das Weibchen und der Knabe;
Nichts mangelt mir; denn mich erfreut
Das Kleinste, was ich habe;
Ein Sonnenblick in mein Gemach —
Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.

Kein Berg, und sey er noch so hold
Geschmückt mit Obst und Aehren,
Und noch so reich an klarem Gold,
Kein Berg kann mehr gewähren,
Als mir, von armen Höh'n herab,
Der wonneleere Schwarzwald gab.

Prolog zu dem Schauspiele: Fürstengröße, gesprochen zu Freyburg im Breisgau am Geburtsfeste des Großherzogs von Baden, von Madame Willer, als Melpomene *).

Die Muse, die aus längst zerstörter Gruft,
Und aus der Tempel unterird'schen Hallen,
Wo Lieb' und Ehrfurcht noch um Marmorsärge wallen,
Hervor die großen Todten ruft
Mit ihren Thaten, um den spätern Zeiten
Ein herzerhebend Schauspiel zu bereiten,
Die weissagt auch zukünft'ges Lob

---

*) Von der Erbauung der Stadt Freyburg s. m. die Erläuterungen zu dem Huldigungsgedichte ꝛc. im 6. Band dieser Werke, S. 243.

Sie liegt am Fuß eines Berges, der einst, mit drey auf ihm erbauten Schlössern oder Castellen, die Stadt beherrschte, und noch der Schloßberg genannt wird, obwohl er von jenen Castellen nichts als die Trümmer zeigt, und statt ihrer mit

Dem Lebenden, wenn hoch das Glück ihn hob,
Er aber Mensch noch bleibt, die grosen Todten ehrt,
Und gern der Vorwelt Stimme hört.
Drum naht sich euch die Muse, die kein Schimmer
Von Grösse blenden kann, die nimmer,
Wenn sie Regenten-Tugend wägt,
Der Krone Gold mit in die Schaale legt;
Die manches ernste Wort der Warnung, unverzagt,
Den Königen und ihren Völkern sagt.

Vernehmt mich denn, hier, wo zu Euerm Feste
Sich mit dem Prunkte der Palläste,

Weinstöcken bepflanzt ist, so wie auch die übrigen Festungswerke von Freyburg sich längst in Gärten und Rebhügel verwandelten.

Nach dem Absterben der Zähringischen Familie, bekam die Stadt eigene Grafen, deren hartes Joch sie nicht ertragen konnte, und mit denen sie in blutige Fehde gerieth; auch wurde sie erst von den Schweden, dann von den Franzosen öfters belagert, und zuweilen mit Sturm eingenommen. Unter allen Drangsalen bewiesen die Bürger zu jeder Zeit Treue, Biedersinn, Tapferkeit und beharrlichen Muth.

Auf meinen Wink die Bühne schmückt!
Ein zweyter Wink, und schon vergebens blickt
Ihr nach den feyerlich erhellten Säulen;
Verschwunden ist der Saal; es eilen
Vorüber neue Scenen. Saht ihr nicht,
Verklärt durch unser Zauberlicht,
Sich oft ein neues Tempe bilden,
Das aber schnell, mit Hainen und Gefilden
Hinweggerückt, den nackten Felsen wich,
Um die ein trauernder Verbannter schlich?
Die Wüste schwand; ein Dörfchen saht ihr nun,
Mit kornbedeckter Flur, am sichern Hügel ruhn;
Doch plötzlich, statt des Erndtemahls der Schnitter,
In wild erkämpfter Burg den übermüth'gen Ritter,
Und, wo vor kurzem noch der Sitz der Freude war,
Verzweiflung, matt, ihr Haupt an öde Wände lehnen.
Mit frohen wechseln so die jammervollen Scenen —
Und ach! der Bühne gleich, ist alles wandelbar.

Hört mich — die Nebel fliehn — der Muse Götterblick
Schaut in die frühesten Jahrhunderte zurück.
Hier, wo mein Tempel steht, wo man den Künstler krönet,
Von lautem Jubel ihm das Schauspielhaus ertönet,
Hier deckten, dämmernd nur beym vollen Sonnenstrahl,
Einst weite, menschenleere Wälder Berg und Thal;
Hier wandelte nur des Verirrten Fuß,
Und Wölfe heulten in der Frühe Morgengruß.
Ein armes Völkchen, noch an Sitten
Rauh, wie der Boden, der es trug,
Drang in den Wald, und Raum genug
Ward ihm zu kleinen, niedern Hütten;
Die Hütten reihten nach und nach,
Wo Muth und Fleiß die ersten Wege brach,
Zum Dorfe sich; Castelle stiegen,
Gebaut von Berthold's Heldenhand,
Empor, und sahn ein neues Land

Und eine neue Stadt in ihrem Schutze liegen;
Und Freyburgs Nahme ward genannt.

Wer aber hemmt den Gang des eisernen Geschickes?
Gesetzen fügt sich nicht der Dinge Unbestand;
Mißbrauchte Hoheit, Tyranney,
Vergoßnes Bürgerblut, Verheerung, Klaggegeschrey,
Und Gräuel — doch die Wonne dieses Augenblickes
Ist heilig mir; es berge heut
Ein frommes Schweigen, was den Festgesang entweiht.
So birgt die Gartenlaube, so die Saat,
Das Bollwerk, das der Feind zertrat;
Um eures Schlosses Trümmer weben
Ihr grünes Laub die frisch gepflanzten Reben.
Wie mancher Lenz hat Blumen schon gestreut
Auf die Verwüstung jener schauerlichen Tage!
Sie sind getilgt; hinweg denn Furcht und Klage!
Mit Schonen legt ein mindres Leid

Euch das Verhängniß auf. Der Enkel frage
Die Helden der vergangnen Zeit,
Der Väter Geist, wie sie, zu dulden, auszudauern,
Sich angelobt, und auf gestürzten Mauern
Dem Schicksal kühn ins Auge sah'n.
Ist nicht der Herrscher selbst ihm unterthan?
Und leise bebt nur, wenn die Eiche wanket,
Der Epheu, der getreulich sie umranket.

Die Treue hält den Epheu, hält
Das Volk, das sie an gute Fürsten kettet;
Sie scheucht Gefahren, stärkt, und rettet
Vom Untergang; baut wieder, was zerfällt —
O weicht nicht! huldiget aufs neue;
Gebt Eure Herzen, bleibet fest
An Ihm, der ungesegnet keinen von sich läßt,
Daß Er im Silberhaar sich Eurer Liebe freue!
Karl Friedrich giebt zurück Euch seine Vatertreue.

Ueber die Englischen Gärten.

An den Herrn Kanzler von Ittner.

Freyburg, im Sommer 1807.

Erster Brief.

Wenn Ihnen, mein theuerster Freund, die Paar Worte, die ich in Ihrem Schloßgarten zu Heitersheim über die Englischen Gärten fallen ließ, paradox schienen, so werden Sie mir wenigstens zutrauen, daß meine Absicht dabey nicht war, etwas sonderbares zu sagen. Das Paradoxe, mit Witz und Scharfsinn durchgeführt, kann zuweilen belustigen, und unter dem vielen

Alltäglichen, das man hört, wegen seiner Neuheit willkommen seyn; auch giebt es Gelegenheit, eine Sache von mehrern Seiten anzusehen; aber, wer es aufsucht, um dadurch interessanter zu werden — es müßte denn im Scherz oder in einer satyrischen Laune geschehen — ist mir kein achtungswerther Mann. Immer läuft es auf ein Spiel mit irgend einer Wahrheit hinaus; und spielen sollte man mit keiner, wenn sie auch an sich selbst weniger wichtig scheint. Ich äußerte also meine wirkliche Meynung indem ich Ihnen sagte: Daß ich aus den Englischen Gärten viele Dinge, die man zu den vornehmsten Schönheiten derselben rechnet, hinauswünschte, und daß ich überhaupt, wenn ich gleich das Vermögen dazu besäße, für mich keinen solchen Garten anlegen würde. Freylich mußte dieses, als etwas bloß hingeworfnes, worüber ich mich damals nicht erklären konnte, Sie befremden: Darum freue ich mich, daß Sie unsres abgebrochenen Gespräches sich wieder erinnern, und mich wegen meiner, von Ihnen sogenannten, Paradoxie zur Rechenschaft fordern.

Wie, mein Freund? wenn ich Ihnen bewiese, daß ich nichts getadelt habe, was nicht von dem neuesten Lobredner des Englischen Geschmacks, von dem in allen gebildeten Ländern Europa's gelesenen und gerühmten Sänger der Gärten eben so getadelt wird.

Ich erwähnte flüchtig gegen Sie der von alten und neuen Völkern, von Griechen und Barbaren entlehnten Gebäude, die man auf einen einzigen Platz in dem seltsamsten Gemische zusammenträgt. Nicht weniger als ich, eifert dagegen Delille:

Bannt jenes Allerley der schwelgerischen Mode,
Rotunde, Säulengang, und Kiosk *) und
Pagode;
Was Rom, Arabien, Athen und China beut,
Was, ohne Zweck und Wahl, bey feiner Uep-
pigkeit

*) Ein großes Zimmer in den Türkischen Gärten, mit vergoldetem Gitterwerk, um welches sich Weinreben, Jasminen und Geblatt winden.

Den Garten ärmlich ziert, obwohl von Zauberhöhen
Im Lustraum unter uns wir jeden Welttheil sehen *).

So sehr der französische Dichter die erhabne Schönheit der aufeinander gethürmten natürlichen Felsen empfindet, und ihre Benutzung in den Gärten empfiehlt, so verbietet er dennoch jede Nachahmung derselben, weil die allzuvermessene Kunst nur ein ungetreues Bild jener großen majestätischen Massen hervorzubringen im Stande wäre.

Blickt auf zu jenem Felsensitze,
Wo, in der Nachbarschaft der Blitze,

*) Bannissez des jardins tout cet amas confus
D'édifices divers, prodigués par la mode,
Obélisque, rotonde, et Kioske, et pagode,
Ces bâtimens romains, grecs, arabes, chinois,
Chaos d'architecture et sans but et sans choix,
Dont la profusion stérilement féconde
Enferme en un jardin les quatre parts du monde.
Les Jardins, par J. Delille, ch. IV.

Natur, in eigner wilder Pracht,
Hochthronend eurer Mißgeschöpfe lacht,
Der Afterfelsen, die der Boden nicht erzeu-
get,
Von welchem kümmerlich ihr Gipfel aufwärts
steiget *)!

Mit den gemachten Felsen verwirft der französische Dichter auch die gemachten Ruinen, und das verdank' ich ihm sehr; denn nie konnte ich mit dem Einfalle mich aussöhnen, eine Ruine zu entwerfen, zu bauen, und oft so viel, und noch mehr, Zeit, Arbeit und Kosten darauf zu wenden, als ein neues bequemes Wohnhaus erfordert. Jedes Mahl kam mir der Gedanke, welchen ich nachher, nur schöner ausgedrückt, bey Delille wieder fand.

---

*) Si le sol n'offre point ces blocs majestueux,
De la nature en vain rival présomptueux,
L'art en voudroit tenter une infidèle image,
Du haut des vrais rochers, sa demeure sauvage,
La nature se rit de ces rocs contrefaits,
D'un travail impuissant avortons imparfaits.

Les Jardins, Ch. III.

Soll ich die Thaten ältrer Zeit,
Die Worte der Vergangenheit
Auf diesen durch die Kunst begrasten Mauern lesen,
An Pfeilern einer Burg, die nimmer da gewesen?
Der Röm'sche Tempel hier, gebaut von deutscher Hand,
Auf dessen Opferherd kein Weihrauch je gebrannt;
Die morsche Brücke dort, seit gestern erst gezimmert,
Und jener Goth'sche Thurm, nicht alt, und doch zertrümmert,
Durchschauern sie das Herz mit heilgem Gefühl?
Ein Knabe würde so, bey seinem Fastnacht-Spiel,
Die Stirn in Falten ziehn, sich ältlich ausstaffieren,
Und, ohne Greis zu seyn, der Jugend Reiz verlieren *).

---

*) — Loin ces monumens, dont la ruine feinte
Imite mal du temps l'inimitable empreinte;

Delille setzt das Interesse des wirklichen Ruins hauptsächlich darin, daß derselbe, als Zeitgenoß der Voreltern, uns ihre Geschichte lehrt.

Er kann uns, wenn wir ihn befragen,
Der Völker Loos, den Gang der Zeiten sagen,
Uns theurer dann, wenn er die thatenreiche
Zeit,
Das größre Volk uns zur Bewundrung beut *).

Tous ces temples anciens, recemment contrefaits,
Ces restes d'un château, qui n'exista jamais;
Ces vieux ponts nés d'hier, et cette tour gothique
Ayant l'air délabré, sans avoir l'air antique,
Artifice à la fois impuissant et grossier:
Je crois voir cet enfant tristement grimacier,
Qui jouant la vieillesse, et ridant son visage,
Perd, sans paroître vieux, les grâces du jeune âge.
Ch. IV.

*) Mais un débris réel intéresse mes yeux;
Jadis contemporain de nos simples ayeux
J'aime à l'interroger; je me plais à le croire.
Des peuples et des temps il me redit l'histoire;
Plus ces temps sont fameux, plus ces peuples sont grands,
Et plus j'admirerai ces restes imposants.
Ch. IV.

Eine allerdings würdige, den Geist erhebende Ansicht! Für mich aber liegt in jenen Ueberresten etwas, das mehr noch mein Herz, als meinen Verstand beschäftigt. Oft, wenn ich bey solchen Trümmern verweilte, sagte ich mir:

Da, wo die stolze Burg, verheeret,
Auf kahl gewordnen Felsen steht,
Der Wind durch offene, zerfallne Säle weht,
Den Eingang Dorngebüsch verhüllt,
Und auf zerbrochner Zinne, wild,
Der Geyer seinen Raub verzehret,
Da kehrten einst die Freuden häuslich ein,
Da weckte früh der Sonne goldner Schein
Zur Arbeit und zur Lust; es hallten die Gemächer
Vom angestoßnen hochgefüllten Becher;
Man hörte Rundgesang, und Psalm und Wiegenlied,
Der Knaben Ruf beym Spiel. In Unschuld aufgeblüht,
Sah die geschmückte Braut den Hochzeitkranz gewunden;

Und ach! der Menschheit Thräne floß,
Wenn um das Sterbebett ein frommer Kreis
sich schloß. —

Wo blieben ihre wonn- und trauervollen Stunden?
Ihr Werk zerstäubte längst die Zeit im raschen Flug;
Wegnahm der Sturm den Boden, der sie trug;
Selbst ihre Gräber sind verschwunden!

Nothwendig geht dieses wahrhaft menschliche Interesse bey nachgeahmten Ruinen, die niemals eine Familie beherbergten, sondern immer so öde waren, wie jetzt, völlig verloren, und nur das, was dem Schicksal unterlag, was Krieg und Zeit verwüsteten, kann, wenn ein günstiger Zufall dergleichen dem Besitzer eines Gartens darbietet, ein gewisses Staunen, Nachdenken, und eine Wehmuth erregen, der man sich willig überläßt. So faßt ein Englischer Garten bey Aschaf-

fenburg *) die Ueberbleibsel eines Klosters in sich, das von den Schweden zerstört wurde. Ein solcher Zufall ist freylich selten; aber weniger selten der, daß ein Garten, außer seinem Bezirk, in der Nachbarschaft mahlerische und zu dem Herzen sprechende Ruinen hat. Und wie viel mehr ist da der kleine Rest eines einzigen stehen gebliebenen Thurms, als alles Machwerk der noch so künstlich gezeichneten und mit dem größten Fleiße durch einander geworfnen Trümmer! Der geschmackvolle, fein empfindende Watelet sorgte bey seiner berühmten Garten-Anlage dafür, daß an einer, ihm besonders werthen Stelle keine Bäume den Blick hinderten; er wollte die nicht entfernte kleine Stadt im Auge haben, in welcher ein Kloster hervorragt, ehmals bewohnt von der liebenden unglücklichen Heloise **).

Noch Eins, das mit den mehrsten Englischen

*) Im schönen Busch.

**) Essai sur les Jardins par Mr. Watelet.

Anlagen mich unzufrieden macht, mußte in Ihrem, nicht Englischen, Schloßgarten mir vorzüglich auffallen. Hier gieng ich unter lauter fruchttragenden Bäumen, über welche ich den ganzen Segen des Herbstes ausgeschüttet sah. Selbst der grüne Bogengang war von unten bis oben mit Früchten bedeckt, und Birnen, Trauben, Pflaumen, fast alle Obstgattungen wechselten mit einander ab. Dafür lehrt uns der Britte, Buchen, Eschen, Pappeln und eine Menge wilder Bäume pflanzen, deren mannigfaltiges Grün mit seinen Abstufungen eine herrliche Wirkung thut, die aber den nützlicheren Pflanzungen wenig Raum übrig lassen. Fahren wir so fort, so sind wir in Kurzem da, wo die alten Römer waren, zu den Zeiten des Horaz, der ihnen weissagte: „Sie würden nur wenige Morgen zum Acker behalten; dem unvermählten Ahorn würde die mit dem Weinstock vereinte Ulme weichen, und die Mirthe, von Violen umringt, ihren Wohlgeruch in der Gegend verbreiten,

in welcher dem vormaligen Besitzer die ergiebigen Oelbäume lohnten" *).

Ist es wohl zu billigen, daß man oft einen guten Boden verdirbt, und, um die Contraste zu vervielfältigen, ihn zur Wildniß macht? Daß Viele sogar die wohlthätigeren Pflanzungen, welche der neue Geschmack noch erlaubt, an Orte verweisen, wo man sie erst aufsuchen muß? Sollte denn für ein unverwöhntes Gefühl das Schöne nicht mehr Anziehendes haben, wenn es mit dem Nützlichen sichtbarlich sich verbindet? Hat die Farbe der Kirsche, der Erdbeere, des sich röthenden Apfels nichts gefälliges, und verringert der Anblick eines vollen, reichen Kohlfeldes die Annehmlichkeit des Ganzen?

Auch hier darf ich auf meinen oft angeführten Dichter mich berufen, der vor dem unfruchtbaren Luxus ernstlich warnt.

---

*) Horat. Od. II. 15.

Ihm opfre nicht des Bodens mildre Gaben!
Das Nützliche kann keine Schönheit haben,
Und leerer Schmuck gewährt uns kurze Freuden nur;
Die Kunst verschwendet ihn auf Kosten der Natur.
Vertumnus, den der Stolz aus seinem Reich verdrängte,
Und Pales, deren Saat der Beete Pracht verengte,
Sie fluchen jenem Hain, den Ueppigkeit durchirrt;
Die Zeit der Rache kommt; es wird
Der Pflug, den du verschmähst, vereiteln dein Bemühen,
Und Ceres im Triumph in ihre Staaten ziehen *).

*) D'un vain luxe non plus n'allez pas m'éblouir.
L'utile a sa beauté; gardez-vous de l'exclure.
La richesse du luxe appauvrit la nature:
Ses plants infructueux un moment flattent l'œil,
Mais Vertumne et Palés exilés par l'orgueil,
Maudissent ces bosquets et ces fleurs inutiles,
De leur fécond domaine usurpateurs stériles;
Bientôt le soc vengeur y revient sur leurs pas,
Et Céres en triomphe a repris ses états.

Ch. II.

So weit, mein Theuerster, konnte ich meine Meinung durch die Autorität eines allgemein gelesenen und gepriesenen Schriftstellers wenigstens vor der Beschuldigung der Sonderbarkeit sichern; ob es mir eben so mit demjenigen, was ich in meinem nächsten Briefe Ihnen zu sagen habe, gelingen wird, muß ich erwarten. Die Autoritäten verlassen mich nun; machen Sie sich also auf ein wenig Paradoxie gefaßt!

Zweyter Brief.

Vielleicht, mein Freund, ist es für Sie eben so befremdend, wenn ich die Frage aufwerfe: Ob den heutigen Englischen Anlagen der Name der Gärten im eigentlichen Verstande zukomme, als mich in Hirschfelds Theorie die Behauptung befremdet hat: Daß der Garten eine Landschaft im Kleinen seyn sollte *). Die ersten Gärten, wie dieser eben so gründliche, als geistvolle, Schriftsteller es selbst gesteht, waren bloß dem Nützlichen gewidmet **). Sie wurden, gleich den ersten Häusern, vom Bedürfniß erzeugt. Man verlangte bey seiner Wohnung einen um=

*) Theorie der Gartenkunst, Bd. I. S. 29.
**) Ebendas. S. 4.

zäunten Platz, und auf demselben dasjenige, wessen man aus den Händen der Natur vorzüglich bedurfte: Bäume, die Obst trügen und Schatten gäben, Felder, mit Kräutern beflanzt, und frisches Quellwasser. Zugleich sorgte man dafür, das Gesicht durch die mannigfaltigen Farben, so wie den Geruch durch die angenehmen Düfte der Blumen und Stauden zu vergnügen, und wegen des, auch dem Naturmenschen eignen, Wohlgefallens an Symmetrie wurden die Beete geordnet und die Bäume in Reihen gestellt. So beschreibt uns Homer den Garten des Alkinous, den ältesten den wir kennen, an welchen ich Sie nur zu erinnern brauchte, wenn Sie nicht mit andern Garten-Liebhabern sich besprechen wollten. Diesen zu gefallen setze ich die Stelle hieher *):

Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Gevierte, mit ringsumzogner Mauer.

---

*) Odyssee, VII. 112. der ältern Uebersetzung v. Voß.

Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen, und röthlichgesprenkelter Aepfel.
Diese tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte:
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel:
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.
Allda prangt auch ein Feld von edlen Reben beschattet.
Einige Trauben dorren auf weiter Ebne des Gartens,
An der Sonne verbreitet, und andere schneidet der Winzer,

Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen,
Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren.
An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete,
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen.
Auch zwey Quellen sind dort: Die eine durchschlängelt den Garten;
Und die andere gießt sich unter die Schwelle des Hofes
An den hohen Pallast, allwo die Bürger sie schöpfen.

Vergleichen Sie hiermit den Garten, den uns Virgil in seinem Gedichte vom Landbau schildert *)! Was finden wir da? Einen Dornzaun, den Platz zu befriedigen. Innerhalb desselben Gemüse, kunst-

*) Georgic. IV. 116. sqq.

mäßig gereiht, und um dieses herum Beete mit Blumen und Kräutern; bey der Endivie und Melone Rosen und Lilien, nebst anderm, sich anmuthig schlängelnden Gewächse, das Auge zu ergötzen, und den Bienen zur Nahrung. Bäche, von Eppich umgrünt, sind umhergeleitet, und tränken die Pflanzen. Zu der, von den Bienen besuchten Linde, zu der Ulme, welche die Rebe stützet, gesellt sich die liebliche, wohlriechende, von den Alten wegen der Kränze, die sie darboth, geachtete Myrthe, und zu fruchttragenden Bäumen der schattenreiche Ahorn *).

Ein solcher Garten scheint mir, seinem Zweck und seiner Anordnung nach, von allen der natürlichste zu seyn, weil er unmittelbar aus den Bedürfnissen und Gefühlen des Menschen hervorgieng. Er vereinigte mit dem Nützlichen das Gefällige, und zwar so, daß dieses, jenem untergeordnet, einen noch höheren Reiz erhielt.

---

*) Man s. zu dieser Stelle die trefflichen Anmerkungen von Voß.

Nach und nach, bey zunehmender Ueppigkeit, insonderheit unter Himmelsstrichen, unter welchen Geist und Körper so leicht erschlaffen, wich diese Anlage von ihrer ersten Bestimmung ab, und, was man vorzüglich dabey suchte, war Belustigung der äußern Sinne. Man saß, wie es noch die Gewohnheit der Perser ist, in der Mitte des Gartens, weidete sich an dem bunten Schmucke der Blumenfelder, athmete ihren Wohlgeruch, ließ von kühlen Lüften sich anwehen, und hörte dem Gesang der Vögel und den murmelnden Gewässern zu. Immer blieb es ein kleinerer, von Hecken oder Mauern eingeschlossener Bezirk, mit einer gewissen Regelmäßigkeit in dem Beysammenseyn der einzelnen Theile. Späterhin hatte man, bey dergleichen Lustplätzen, die Bewunderung ihrer Pracht nicht weniger als das Vergnügen zur Absicht. Sie dehnten je länger je weiter sich aus, wurden mit Zierrathen überladen; armselige Spielereyen vertraten die Stelle der großen, mit Weisheit angebrachten Schönheiten; die Natur sah sich von der ihr untreu gewordenen Kunst verbannt.

Die Größe des Raums machte nun das Symmetrische, das den kleinern Gärten nöthig gewesen war, langweilig, und für den Mann von Geschmack unerträglich. Einen beschränktern Platz, den ich übersehen kann, will ich mit Leichtigkeit übersehen, und hierzu gehört Symmetrie; sie, die, in der Natur unsrer Vorstellungen gegründet, insofern unter den wesentlichen Schönheiten ihren Rang behauptet, als sie, nicht nur an Gebäuden, sondern auch in den architektonischen Verzierungen der Mahler und Bildhauer, und in den mehrsten Kunstwerken unentbehrlich ist, die sich bloß als Kunstwerke, nicht als Abbildungen der Natur, ankündigen. — Für die weitausgedehnte Fläche hingegen entsteht aus dem Symmetrischen Einförmigkeit, welche bald ermüdet.

Nothwendig mußte dieser Einförmigkeit abgeholfen, der Garten von unächten Zierrathen gereinigt, seinem größern Umfang eine größere Mannigfaltigkeit unbeschadet der edeln Einfalt gegeben, und die Natur in ihre alten Rechte wie-

der eingesetzt werden. Darum eiferten die Kenner wider das Gemessene, Gezirkelte, wollten in den Anlagen keinen zu ängstlichen Plan, hoben den Zwang auf, der die Gartenkunst in zu enge Grenzen verwies, und ließen ihr einen freyern Spielraum. Und der Genius des Schönen sah mit Wohlgefallen auf ihr begonnenes Werk.

Auf diesem Wege, wie es der gewöhnliche Gang des menschlichen Geistes ist, schritt man immer weiter fort, erlaubte sich immer mehr, und ruhte nicht, bis man, statt der bisherigen Gärten, künstliche Landschaften hatte. Die Gartenkunst wurde Landschaftmalerey *).

Um also den Werth unsrer Englischen Gärten richtiger zu bestimmen, müßen wir sehen, wie sich dieselben zu den Landschaften in der Natür verhalten.

---

*) Hirschfeld, in seiner Theorie, giebt selbst diesen Gesichtspunkt an, B. I. S. 146. ff und Kant betrachtet die Gartenkunst eben so, Critik der Urtheilskraft S. 206.

Unläugbar ist es, daß ein Mann von feinem und tiefem Gefühle, von gebildetem Geschmack, ein Liebhaber und Kenner des Schönen, der die verschiednen Einwirkungen desselben auf Sinn, Herz und Phantasie beobachtet hat, daß dieser, wenn er der Natur zu Hülfe kommt, eine besser angeordnete Landschaft darstellen wird, als die Natur, sich selbst überlassen, in einer von rohen Händen bearbeiteten Gegend, hervorzubringen vermag. Er wird mannigfaltige Scenen geschickt auf einander folgen und gegen einander abstechen lassen, damit er — welches Hirschfeld und Home *) von der Gartenkunst vorzüglich rühmen — die Seele zu mancherley Empfindungen stimme, bald zur Fröhlichkeit, bald zur süßen Schwermuth; daß er in ernste Betrachtung versenke, oder den Geist erhebe, oder uns mit einem Schauder erfülle, welcher in Wonne sich auflöst. Aber sollte nicht durch eben diese geschickte Verbindung

---

*) Home in seinen Grundsätzen der Kritik, B. III. Kap. 24.

sich hier und dort das Absichtliche verrathen, und ein Spiel von Empfindungen entstehen, welches das wirkliche Gefühl wo nicht zurückhält, doch schwächer macht? Ist nicht überhaupt in solchen Darstellungen die Kunst, so gern sie auch sich verbergen möchte, zu sichtbar? Fühlen wir nicht in den Landschaften, wo sie allein waltet, daß ein ganz andrer Geist uns anweht, daß sie lauter und kräftiger mit uns redet? Wie vieles erinnert uns daran, daß wir in einem Garten lustwandeln? In der grauenvollen Wildniß bleiben wir uns, weil wir an diesem Orte sie finden, heimlich bewußt, daß der Besitzer sie, um des Contrastes willen, selbst erschaffen, daß er sich und uns, wohlbedächtlich, durch hingepflanzte Dornen und Disteln und hingewälzte Steine den Weg erschwert hat. Freylich haben wir ein solches heimliches Bewußtseyn auch bey dem Anschauen andrer Kunstwerke, und müßen es haben, weil es uns, bey widrigen, schrecklichen Gegenständen vor dem reinen Schmerze bewahrt; aber die Gärten sollen nicht, wie jene,

Nachahmungen, sondern die Natur selbst, ausgebildet und verschönert seyn. Home lobt, wegen des Contrastes, in den von Chambers größtentheils erdichteten Chinesischen Gärten, die an der rechten Stelle angebrachten verdorrten Bäume und glaubt, daß sie ein gewisses Mitleid wirken. Auch mich setzten von jeher meine Phantasie und mein Gefühl in eine besondre Vertraulichkeit mit allem, was ich in der Natur antraf; mit jedem Baum, mit jeder Blume; allein eben darum spricht zu meinem Herzen der scheinbare verdorrte Baum nicht so wie der natürliche. Weiß ich doch, daß der Herr des Garten ihn eingraben ließ, weil er hier keinen andern wollte! Und nun vollends, Bäume, von Stürmen zerschlagen, oder vom Blitze zersplittert, die es nur zu seyn scheinen, nur künstlich nachgemacht sind! — Ist alles das mehr, als Opern-Dekoration? mehr, als ein Schauspiel, das der Besitzer dem herumgeführten Fremden giebt, der es bewundert?

Und welcher Freund des Schönen sollt' es nicht bewundern, nicht dem Urheber derselben den

ergötzenden Anblick einer so kunstreichen Darstellung verdanken? Nur gebe man es für das, was es eigentlich ist, für ein Kunstwerk, und verlange nicht, daß es so wirke, wie die Landschaft der Natur! Am wenigsten kann es auf denjenigen so wirken, der das Ganze geordnet, dem Einzelnen seinen Platz angewiesen, und zuvor jeden Eindruck berechnet hat.

Die größte Schwierigkeit bey den Englischen Gärten, welche die eifrigsten Vertheidiger derselben in Verlegenheit setzet, ist, in diese künstlichen Landschaften das nöthige Leben zu bringen. Hier strengen Delille, Watelet, Hirschfeld, und andre, vergebens ihren Scharfsinn und ihre Erfindungskraft an. Der neueste Sänger der Gärten möchte sich durch die Aussicht auf eine Landstraße helfen, deren Gewühl aber schon beym Lesen die ländlich stillen Empfindungen stöhrt, denen man sich dahingeben will *). Hirschfeld, welcher den Vorschlag des Watelet:

*) Les Jardins, Ch. II.

„Bey Tempeln, Altären, Triumphbogen Pantominen erscheinen zu lassen, die, nach dem Costume gekleidet, Ceremonien nachahmen, opfern, tanzen", nicht billigt, räth dagegen die Anstellung Arkadischer Beschäftigungen und Feste, als mehr gartenmäßig an *). Beydes führt zu Theater-Auftritten, die, als solche, vielleicht sehenswürdig sind; allein was wird aus der so nachdrücklich empfohlnen, nie zu verlassenden Natur?

Mangel an Leben wird immer solchen großen Anlagen nachtheilig seyn; und da ihn nichts völlig ersetzen kann, so verliert, in dieser Hinsicht, jede künstliche Landschaft ungemein gegen die natürliche, auch gegen die einfältigste. Der Garten gehört ausschließlich einem einzigen Begüterten; außer den Taglöhnern, die darin arbeiten, und den Miethlingen, die einen, mehr zur Augenweide als zum Nutzen bestimmten Acker besorgen, ist die Gegend meistens von Menschen leer. Kein

*) B. I. S. 146.

Schnitter bindet seine eignen Garben; keiner führt seine Erndte singend heim; unter den Bäumen ruht kein Wanderer. Wie öde, wie todt die lustige Wiese! Die Wälder wie stumm! Man vermißt unter freyem Himmel das offne freye Feld.

Auch dasjenige, was die Gegenwart der Menschen hoffen läßt, ist betriegerisch. Fast nirgend Wahrheit, überall Schein. Weniges nur hat die Bestimmung, die es vorgiebt. In der Bauernhütte findet man ein zierliches Cabinet, ohne Spur eines Bewohners; in der Kapelle wurde nie gebetet; der Einsiedeley fehlt der Einsiedler, und kein ehrlicher Stilling machte je Feuer in der Kohlenhütte an. Wie viel lieber ist mir in dem bewohnten Dorfe das Strohdach, von welchem in der Abendsonne der goldne Rauch aufsteigt, und die kleine Thür, wo der Alte unter seinen Enkeln sitzet, die um ihn her spielen.

Alles dieses, mein Theuerster, nicht, als ob ich die schöne Darstellung in den Englischen Gärten weniger schätzte; sondern um ihnen die Gründe

mitzutheilen, warum ich, wenn ich noch in meinem jugendlichen Alter und ein reicher Mann wäre — was ich beydes, nicht bin — mir keinen Englischen Garten anlegen würde. Nehmen Sie es für eine individuelle Ansicht! ich begehre nicht, daß es mehr sey.

Uebrigens bin ich zum voraus versichert, Sie werden mir diese Ansicht eher zu gute halten, wenn Sie in meinem folgenden Briefe von einer andern Anlage hören, mit welcher ich mich oft in Gedanken beschäftigte. Gewiß hätte ich den Entwurf ausgeführt, wäre nur der Unbekannte gekommen, von welchem ich immer eine Erbschaft erwartete, der aber leider nicht gekommen ist.

Dritter Brief.

Sie wissen, mein Freund, daß ich gern unter Menschen lebe, und gern fröhliche Menschen sehe: Darum flößte mir oft der Anblick eines Englischen Parks den Wunsch ein, auch etwas zu stiften, das jetzt und in der Zukunft, nach meinem Tode noch, Andern Freude machte; das aber eben deswegen der Vernachläßigung oder den Launen meiner Nachfolger weniger unterworfen wäre, die vielleicht mein Werk zerstörten, oder aus Saumseligkeit zu Grunde gehen ließen, oder verunstalteten.

Um meinen Plan Ihnen vorzulegen, muß ich mich in die bessern Jahre meines Lebens zurück, und auf ein großes, einträgliches Rittergut hin

träumen, von welchem ich Herr und Meister bin. Zu diesem wähle ich mir eine anmuthige Lage unter einem günstigen Himmelsstrich, einen ergiebigen Boden, mit Gehölz, mit Anhöhen und Thälern, mit frischem Quellwasser und einem Bache, groß genug, eine Mühle zu treiben. Auch darf keine Stadt mir zu nahe seyn, weil man die Sitten der Landleute vor der Gefahr einer solchen Nähe nicht wohl sichern kann.

Hier nun lege ich — oder würde ich vielmehr, wenn mein Traum Wirklichkeit wäre, statt eines großen Parks, ein kleines Dorf anlegen, worin ich einige unbegüterte arbeitsame Hausväter, von unbescholtnem Rufe, sich anbauen ließe. Mit ihnen wollte ich einen so milden Vertrag eingehen, daß es durch Fleiß und Ordnung einem jeden gelingen müßte, sich in kurzer Zeit in einen blühenden Zustand zu versetzen. Nur behielte ich mir in so fern das Recht vor, sie als bloße Pächter und Miethleute zu behandeln, als ich den schlechten Wirthschafter, den Trägen, den Verschwender, den leichtfertigen Verführer, wenn

sie der Warnung kein Gehör gäben, aus meinem Bezirke verbannen würde.

Jedes Haus hätte seine Obstbäume, sein Gärtchen mit Krautfeldern, eine Wiese und Ackerfeld, jene mit Erlen und Weidenbäumen, dieses, theils mit Schlehendornen, wilden Rosen und anderm Buschwerke, theils mit Eichen eingefaßt. Letztere dürften, nicht aus Kargheit, zur Schonung des Ackergrundes weggeschaft werden. Das Gärtchen schmückte der Besitzer, wie es ihm gefiele, mit Lauben, Sonnen- und andern Blumen aus. Dabey empföhl' ich ihnen die Bienenzucht, die, nach der sauern, groben Arbeit des Feldbaus, eine leichtere, feinere Beschäftigung nahe bey der Wohnung gewährt, und vielleicht auf das Sittliche gewissermassen einwirkt.

Meine vorzüglichste Sorge gienge dahin, daß mit dem Sittlichen die Geistesfähigkeiten, in dem gehörigen Verhältnisse zu ihrer Bestimmung sich ausbildeten, weil Landleute nur als solche gut und glücklich seyn können.

In dieser Absicht würde ich so lange suchen,

bis ich einen gutmüthigen apostolischen Mann fände, der in einer hellen, freundlichen Kirche, oder auch, an schönen Frühlings- und Sommertagen, im Freyen unter einem grünen Gewölbe von Linden, meinen Anbauern vorpredigte von den Vögeln unter dem Himmel, die unser Aller Vater ernährt, von dem Saamen, der auf einen guten Acker fällt, von dem unnützen Baume, der keine Früchte trägt u. s. w.; alles einfältig und herzlich. Nicht weit von der Kirche wär' ein lustiger, mit Bäumen umstellter Platz den gemeinschaftlichen Vergnügungen und den Spielen, die ich anordnete, gewidmet.

In der Mitte des, wie ich hoffen dürfte, fleißigen, arglosen, traulichen Völkchens hätte ich meine Wohnung ländlicher als die mehrsten sogenannten Landhäuser, und eben darum lachender. Bey derselben wär' ein Garten, dessen mäßige Größe mir eine leichte Uebersicht vergönnte, der, ungeachtet einer gewissen Symmetrie, von ermüdender Einförmigkeit frey bliebe, und, obwohl von der Hand der Kunst geordnet, die Natur

nirgend verläugnete. Seine Einfalt darf ich gegen Sie, mein Theuerster, nicht rechtfertigen, da Ihr eigner, eben durch diese Einfalt so reizender Garten für mich spricht. Selbst Delille, der in Versen manches sagt, womit er es in Prose nicht so ernstlich meint, fügt der Virgilischen Beschreibung eines Gartens *) die Anmerkung bey: „Man sieht, daß diese Anlage sehr einfach und sehr natürlich ist. Man findet das Nützliche mit dem Angenehmen vermischt; es ist zugleich Baumgarten, Gemüse- und Lustgarten; aber es ist der Garten eines gewöhnlichen Bewohners, so wie ein Weiser, nach seinem einfachen Geschmack, ihn zieren und selbst bauen möchte; wie der liebenswürdige Dichter, der ihn schilderte, zu seinem Vergnügen ihn würde eingerichtet haben **).“ Noch auffallender ist

*) Man s. den vorigen Brief.

**) — tel qu'un sage, avec des goûts simples, voudroit l'orner, le cultiver lui-même; tel que l'aimable poëte, qui le décrit, eût aimé à l'embellir.
Les Jardins, Notes du Chant I.

seine Aeußerung, bey dem Homerischen Garten des Alcinous: „Alle diejenigen, die einen Garten wollen, um ihn zu genießen, nicht um ihn zu zeigen, werden keinen andern verlangen *).

Mein Garten also wär' ein eigentlicher Garten, von der Landschaft abgesondert, auf welche ich dennoch die Aussicht hätte, und die mir zu weitern Spaziergängen offen stühnde. So contrastirte die freye Gegend, als bloße Natur, mit der durch die Kunst bearbeiteten, und jene gäbe mir eben die wohlthätigen, herzerhebenden Empfindungen, und eben die Folge derselben, die uns Hirschfeld mit einer so hinreissenden Beredsamkeit anrühmt; nur noch wahrer und stärker.

Auch würde, was die Benutzung betrifft, mein Garten von den gewöhnlichen Englischen sich unterscheiden. Sein vornehmster Schmuck sollten,

*) Tous ceux qui voudroient un jardin pour en jouir, et non pour le montrer, n'en demanderoient pas d'autre. Ibid.

außer den Beeten, auf welchen mir jede Jahrszeit ihre Blumen brächte, die unter der Last ihrer Früchte sich biegenden Aeste seyn, die Reben mit schwellenden Trauben, die Erdbeeren, die aus den Blättern hervor mich anlachten, und — was ich nur Ihnen mir zu sagen getraute, wenn ich nicht Addison zum Vorgänger hätte — meine in der Fülle stehenden Felder mit Kohl und Küchekräutern *). Dagegen behalten die Englischen Gärten mehrentheils kaum den Schein des Nutzens, so daß es mancher Hausfrau dabey ergehen kann, wie jener in Mösers patriotischen Phantasien, die vom Lande an ihre Großmutter schreibt, um sie einzuladen, mit der Bitte, sie möchte Kohl aus der Stadt mitbringen, weil ihr Mann Dünen **) angelegt, und

*) Addison, in seinem von Hirschfeld angeführten und gepriesenen Garten, (Theorie der Gartenkunst B. I. S. 126.) ist der Meynung, daß ein Küchengarten angenehmer aussehe, als die feinste Orangerie.

**) Bekanntlich werden so die Sandhügel am Meer genannt.

für dergleichen keinen Platz übrig gelassen hätte.

Den, mit einem Garten, wie der meinige, verbundenen Genuß, wenn man des Gesäeten und Gepflanzten selber wartet und pflegt, der kommenden Frucht hoffend entgegen sieht, und mit theilnehmender Besorgniß dem schwachen Bäumchen aufhilft — diesen Genuß, wer kann ihn besser kennen, inniger fühlen, als Sie? Und das ist und bleibt doch im eigentlichen Verstande Garten-Liebhaberey!

Wegen Belebung meines Parks dürfte ich, mitten in dem geschäftigen Dörfchen, unbekümmert seyn, und brauchte nicht, wie ein gewisser Schriftsteller vorgeschlagen hat, zu Windmühlen meine Zuflucht zu nehmen, damit wenigstens die Bewegung des Leblosen mich an Leben erinnerte. — Kurz, ich hätte mehr Freude, als derjenige, der in seinem Meilenlangen Garten bloß herum geht, oder fährt.

Die Freude wäre um so größer, da ich für das, was chinesische Häuser, eine alte zerfallene

Burg, der in eine Wüstenei verwandelte gute Boden, mit den vielen Gartengesellen und Taglöhnern, mir kosten würden, jährlich ein Paar wackere Mädchen ausstatten, dem Greise, der sich ehrlich durchs Leben geplagt, seine letztern Tage leichter machen, den Schullehrer anständig besolden, wirthschaftliche Preise austheilen, und aus meinem kleinern fruchtbaren Garten manchen Kranken laben könnte.

In jeder Rücksicht wäre mein Vergnügen reiner, stiller, dauerhafter. Ist es doch Genügsamkeit allein, welche demjenigen, was wir besitzen, einen bleibenden Werth giebt! Der Garten des Alcinous, wie einfach, wie gegen die unsrigen so dürftig! und dessen ungeachtet setzet Homer, mit dem Sinne für Einfalt, der ihn nie verläßt, hinzu: „Siehe, so reichlich schmückten Alkinoos Wohnung die Götter!" Der Corycische Greis, bey dem Virgil, dünkte unter seinen Bäumen, Blumen und Kräutern, sich Königen gleich *). Horaz hatte sich gewünscht:

*) Regum aequabat opes animis.

„ein mäßiges Feld mit einem Garten daran, einen steten Quell nahe bey dem Hause, und ein wenig Waldung dazu." Als die Götter ihm mehr gaben, stiegen darum seine Wünsche nicht; er begehrte nichts weiter *). In den Englischen Parks ist alles darauf berechnet, nur die Begierde nach Vergnügen zu stillen, nicht wahres Bedürfniß zu befriedigen. Und wie vieler Boden wird verschwendet; wie viele Mühe und Arbeit, welch ein Kostenaufwand, um sich das zu verschaffen! — Von den Fürsten rede ich nicht. Sie haben für das öffentliche Vergnügen zu sorgen; ihre Anlagen müßen ins Große gehen, fürstlich seyn. Auch kann der Fürst nicht so, wie der Privatmann, seinen Garten genießen. Dieser hingegen, als Besitzer eines solchen Parks, wie vieles gewöhnt er sich zu seinem Vergnügen zu gebrauchen! Unter sein Vergnügen mischt sich gar zu leicht die Sucht zu glänzen. Man will immer erweitern, verschönern, macht Anspruch auf Be-

*) Horat. S. II. 6.

wunderung, läßt sich von andern sagen, daß man unter allen den Herrlichkeiten glücklich sey, und ist es nicht mehr durch sein eigenes Gefühl.

Aber, mein Freund! was schreibe ich Ihnen da für eine altväterische Moral, in unsern Tagen, wo man alles neu verlangt, so neu, daß unser einer nicht weiß, wie er es mit dem Alten in einige Verbindung bringen soll? — Also nur Eins noch! daß ich mein Dorf am liebsten in der hiesigen Gegend erbauen würde, wo es ohnehin Versündigung an der Natur, wirklicher Frevel wäre, eine künstliche Landschaft anzulegen, weil die natürliche schon ein Garten ist, dem es weder an Bergen und Waldung, noch an Bächen, die sich durch Wiesen schlängeln, noch an Kapellen auf schattigten Hügeln, noch selbst an Ruinen gebricht, und wo man Leben und Fröhlichkeit überall um sich her sieht.

Muster zu Gedichten, welche, vorn und hinten gereimt, noch künstlicher sind, als die Sonnette oder Klinggedichte, und daher einigen unsrer jüngern Poeten empfohlen werden.

1806 *).

Hört mich, ihr gefälligsten der Musen,
Lehrt mich, ohne Feuer in dem Busen,
Schöne Worte durch den Reim vermählen!
Töne gebt mir, wo Gedanken fehlen!
Neue Dinge weiß ich nicht zu sagen;
Freye Sprünge will mit euch ich wagen;
Daß ich gleich sey andern kühnen Geistern,
Laß ich von der Sprache mich nicht meistern;
Singt es, ohne Regel, sich doch besser;
Klingt es nur — genug dem Silbenmesser!

---

*) Zum Andenken an die damalige Zeit.

An meinen Arzt, den Hrn. Professor Ecker.

Am 24. Februar 1807.

Es will nicht tagen, Freund! noch immer grauet
Der Himmel nur, mit Wolken überdeckt;
Von schneebeladnen Dächern thauet
Es nieder, und im Nebel halb versteckt
Ist jener Thurm, den längst ein Heer von Spatzen, Dohlen
Und Raben sich zur Burg erkohr;
Jetzt wagen kaum aus ihm die kühnern sich hervor,
Ihr Morgenfutter einzuholen.
Du aber gehst, so wie durch Mayenduft,
Durch Nebel hin, wo dir des Leidens Stimme ruft,
Mit heitrer Stirn und leichtem Schritte,
Bald in des Reichen Haus, bald in die finstre Hütte.

Dort siehst du, zwischen Pracht und Jammer in der Mitte,
Den Stolz, der, nach gewohnter Sitte,
Um Ehre noch, um Beyfall wirbt,
Auf seinem Polster liegt, und standesmäßig stirbt;
Und hier die arme Redlichkeit;
Sie muß, erprobt durch unverdientes Leid,
Obwohl sie Weib und Kind genährt mit treuen Händen,
Auf hartem Stroh ihr Tagewerk vollenden.
Woher der frohe Sinn, o Freund,
Verliehn als Erbgut, wie es scheint,
Dir und den auserlesnen deiner Brüder?
Der Sinn, der Andre nur zu Tanz und Klang der Lieder,
Euch durch des Lebens Trauerscenen
Geleitet von des Kindes ersten Thränen
Bis zu den letzten, die der Erdgeborne weint?
Woher? denn freyen Muth und Laune
Und muntern Witz gewähren nicht
Die Schätze, die Galen verspricht —

Lied an die Gräfinn von **

Am 9. März 1807.

Wenn der Wintersturm gewichen,
Und der Lenz die Flügel regt,
Wenn, umschwebt von Wohlgerüchen,
Zephyr ihm sein Füllhorn trägt,
Welche Wonne! wie so leicht
Wird es dann, empor zu schauen,
Und der Liebe zu vertrauen,
Die den Freudenbecher reicht!

Aber ach! durch Blüthengänge
Wandeln Sorg' und Kummer auch,
Mischen Klagen in Gesänge,
Seufzer in den Frühlingshauch;

Fragen, wenn ihr Blick sich trübt,
Ob in jenen lichten Höhen,
Er, dem sich die Sonnen drehen,
Uns hienieden kennt und liebt?

Ach! vielleicht in diesen Lüften
Weht uns nicht sein Athem an,
Und wir gehn, umringt von Grüften,
Gleich Verwaisten, unsre Bahn;
Wie der Lerche Morgenton,
Wie der Espe Säuseln schwindet,
So des Menschen Flehn; es findet
Nicht des Unsichtbaren Thron.

Schweiget denn, ihr kleinen Sänger,
Deren Lied den Schöpfer preis!
O, es täusche mich nicht länger,
Was mir einen Gott verhieß;
Bäche werdet stumm! — Doch nein!
Von der Welten Vater zeuget
Nicht der Fruchtast, der sich beuget
Nicht das Aerenfeld allein.

Nicht allein die Berge tönen
Laut sein Lob in unser Ohr,
Besser zeugt von ihm der schönen
Seelen auserwähltes Chor,
Wenn des Edeln Brust sich hebt,
Wenn ein Herz, das nichts verschuldet,
Wie das Deine, gläubig duldet,
Und der Geist zum Himmel strebt.

Wer getrost die Hände faltet
In der leidenvollen Welt,
Fühlt den Gott in sich; es waltet
Ueber ihm, was stärkt und hält,
Was durch hohen Ruf ihm lohnt;
Denn geweiht hat ihn sein Glaube,
Zu verherrlichen im Staube
Den, der über Sternen wohnt.

An die Gräfinn Caroline von ** als sie mir eine Hortensia schickte*).

Am 7. July 1807.

Dir ein Lied, Hortensia,
Die, zu neuer Huldigung, aus ihrer Zone
Weggeführt sich im Triumphe sah,
Dir ein Lied, Hortensia!
Aus der Schönheit Händen mir zum Lohne
Wurdest du, weil ich die Blumenpracht
Eines Hirtenkranzes lieber, als der Krone
Schimmer, und statt eines Herrscherwinks die Macht
Schöner Blicke sang. — Hortensia!

---

*) Man weiß, daß diese, vor Kurzem erst nach Europa gebrachte Blume, sonst auch die Japanische Rose genannt, gleichen Namen mit der Tochter der französischen Kaiserin trägt.

Unter Lilien und Rosen stehst du da,
Und die Lilien, die Rosen neiden
Um dein Festgewand dich nicht;
Denn du fliehst der Sonne volles Licht,
Feyerst nur ihr Kommen und ihr Scheiden,
Wählst den Schatten dir, wo du dich krönst
Im Verborgnen, und den Neid versöhnst.

Wie Natur dich schuf, vergnügt mit deinem Loose,
Reich geschmückt, an Wohlgerüchen leer,
Gönnest du der Lilie, der Rose
Ihren Wonnekelch, daß er
Balsamdüfte send' in ferne Gründe,
Und die Hochgepriesenen verkünde.

Weile gern bey mir, Hortensia,
Du, im rosenfarbnen Schmuck, so nah
Jener Blumenköniginn verwandt!
Laß dich lieben, pflegen in der Stille,
Laß mich ahnden in der Fülle
Deiner Anmuth sie, die dich gesandt;

Ahnden sie, wenn ich mich dein erfreue,
Wenn zum Morgenlied ich mir den Muth erneue
Neben dir, und wenn die Sonne sinkt,
Und sich Blatt und Blüthe sanft vergolden.
Dann im letzten Glanze winkt
Mir ein jungfräuliches Bild mit holden,
Reinen Blicken, Demuth in der Miene;
Und — verzeihen wirds die Kaisertochter mir —
Leise geb' ich einen Namen dir,
Süßer meinem Ohr — den Namen Caroline.

Prolog, gesprochen bey Eröffnung der Bühne zu Freyburg im Breisgau am 22. October 1807.

Des Herbstes Füllhorn ist geleert:
Der Winzer hat sein Lied gesungen;
Die Rebe, die des Traubenschmucks entbehrt,
Hält ihre Stütze nun nicht lange mehr umschlungen;
Bald legt der Baum, der süße Früchte gab,
Sein Laubgewand, um auszuruhen, ab;
Dann, mit der trauernden Kapelle,
Steht unbesucht Loretto's Hügel da;
Vergebens winkt Ottilia
Zu ihrer kühlen Wunderquelle*);
An ödes Ufer schlägt der Treysam kleine Welle,

*) Ein Lustort, eine Stunde von Freyburg, mit einer der H. Ottilia gewidmeten Kapelle.

Und Nebel hüllt die Fluren ein,
Wo nur ein Hirt noch einsam weidet. —
O möchten wir, wenn alles scheidet,
Ihr Gönner, Euch willkommen seyn!

Zwar lacht Euch hier nur ein gemalter Hain,
Wo, statt der Sonne, Lampen leuchten,
Und, unsre Felder zu befeuchten,
Ahmt einen silberfarbnen Bach
Die Kunst durch ihre Täuschung nach;
Wenn aber die beschränkte Bühne
Nicht so, wie die Natur, den frohen Blick ins Grüne
Gewährt, so stellt sie doch, lebendig, wahr,
Was uns am nächsten ist — den Menschen dar.

Wem zeigt der ganze Mensch sich im Gewühle
Volkreicher Städte? wem, in jenem bunten Spiele
Der Welt, wo Armuth oft, wo Ueppigkeit und Pracht
Noch öfter ihn unkenntlich macht?
Nicht selten wohnt bey roher Sitte
Der Edelmuth; in nackter Kinder Mitte

Hält Dürftigkeit die Tugend wach;
Wie manche große That verbirgt ein niedres Dach!
Der Thorheit beut indeß das Glück den vollen
Becher,
Und Gold und Seide deckt die Sitze der Verbrecher.

Die Schauspiel-Muse zieht die Thaten kühn
hervor,
Die, lang umdunkelt, sich des hellen Mittags
freuen,
Und die, weil böser Trug die Finsterniß erkohr,
Mehr als die längste Nacht, des Tages Anbruch
scheuen;
Die Muse forscht und wägt, sie stürzt und hebt
empor;
Sie fürchtet nicht, wenn alles schweigt, zu reden;
Gern bringt ans Licht sie die geheimen Fäden,
Die eigensücht'ger Stolz, zum Weh der Völker,
spann;
Der Schmeichler Loblied wird durch bittern Spott
vernichtet,

Und das, was Uebermacht begann,
Was keinen Richter hat, gerichtet.

Die Schauspiel-Muse läßt in Widerwärtigkeit,
Den, der verzagen will, sich fühlen und sich kennen.
Mag sinken, was Unsterblichkeit
Geträumt, und, was im ew'gen Bunde war, sich
trennen!
Den Menschen lehrt hier die Vergangenheit,
Wie, mächtiger als seine Zeit,
Er siegreich das Geschick zu seinen Füßen stellt,
Wenn an sich selbst den Glauben er behält,
Wenn fester ihn der Bürgertreue Band
An seinen Fürsten knüpft und an sein Vaterland.

Ihr hohen Gönner! Ihr getreuen,
Friedfert'gen Bürger! muthig weihen
Wir Euch Thaliens Kunst, weil Ihr die Wahr-
heit ehrt,
Sie furchtlos sagt, und freudig hört!
Weil Euer Herz, ununterjocht,

Für Vaterland und Menschenrechte pocht;
Weil Eurem Ohr, an deutschen Schall gewöhnt,
Noch wonnevoll der deutsche Name tönt.
Auch dürfen wir bey unsern Schwächen,
Bey unserm unvollkommnen Spiel,
Uns trösten: Euer Kunstgefühl
Wird ein gelindes Urtheil sprechen.

An Malvina.

Die Frühlingssonne lockt hervor der Wiese Grün,
Läßt tausend junge Wipfel blühn,
Und strahlt zum frohen Hirten=Tanze;
Jedoch die matt geworden Pflanze,
Die sterben will, erquickt sich auch an ihr:
Darum, Malvina, lächle mir!

An den Freyherrn Carl von Baden, als er Landvogt wurde.

Dem neuen Landvogt gielt es heut!
Ihm bringen wir ein Ständchen;
Wer stimmt nicht ein? Denn seiner freut
Sich unser ganzes Ländchen.
Zwar hats an Vögten nie gefehlt;
Doch waren sie, wie man erzählt,
Vom kleinsten bis zum größten,
Nicht jederzeit die besten.

Schon unter König Pharao
Liest man von bösen Vögten,
Die ad regalia das Stroh
Der Ziegelbrenner legten *).

*) 2. B. Mose C. V. v. 10, 11.

Bald aber war die Quaal vorbey;
Es lag die sämtliche Vogtey —
Das wissen alle Knaben —
Im rothen Meer begraben.

Wohl könnte jedem Vogt und Herrn
Dieß zum Exempel dienen;
Allein das rothe Meer ist fern;
Wie mancher sieht von ihnen
Noch unter uns den Ackersmann
Für einen Schachbrettbauer an,
Gemacht, um, nach Belieben,
Ihn rechts und links zu schieben!

Dagegen denkt, wer selber nicht
Den Willen hat zu fröhnen,
Wer frey erwacht zum Morgenlicht,
Daß auch des Landmanns Söhnen
Die Sonne da zur Freude steht,
Und liebend auf und nieder geht;
Da, wo der Pflüger weinet,
Sie nur zur Frohne scheinet.

Er denkt an manchen schwülen Tag
Auf schattenlosem Acker,
An Regen, Dürre, Hagelschlag;
Und wie, wer frisch und wacker
Das Brod dem Boden abgewinnt,
Nicht darben soll mit Weib und Kind,
Nicht für den andern Morgen,
Nach harter Arbeit, sorgen.

Der neue Landvogt denkt es auch.
Mit Stolz von seiner Höhe
Herab zu sehn, war nie sein Brauch;
Er will, daß Recht geschehe;
Daß jedem reife seine Frucht;
Daß alte Treue, Fleiß und Zucht,
Und Schaam und Mädchen=Ehre
Zurück in Hütten kehre.

Ihm danken wirds die volle Flur,
Der Bach wird heller fließen,
Und nicht ihn mit dem Huthe nur
Der frohe Bauer grüßen;

Von weitem lacht den biedern Mann
Des Dorfes Kirchthum freundlich an;
Das Glöckchen tönet Segen
Andächtig ihm entgegen.

Auch segnet ihn der große Vogt,
Der hoch im Himmel schaltet,
Und, wenns hienieden stürmt und wogt,
Getreulich sorgt und waltet;
Der seine Untervögte kennt,
Und sie von ihrem Regiment,
Von ihrem Thun und Streben,
Läßt Red' und Antwort geben.

Meine Wohnung.

Freyburg im August 1808.

Im vorigen Herbste schon, liebe Schwestern, kam ich auf den Einfall, Euch und dem engeren Zirkel unserer Freunde meine damals bezogene neue Wohnung zu beschreiben; nachher aber schien es mir rathsamer zu warten, bis ich alle Jahrszeiten darin erlebt hatte. Nun hat sie vom 2. Oktober bis heute die Probe gehalten, und ich bin versichert, daß sie mir immer gefallen wird. Könnten unsre Dichter nur halb so lange mit dem Lob auf ihre Mädchen zögern, so hörte man keine Klage mehr über die Menge der Liebeslieder. Eigentlich loben will ich zwar meine Wohnung nicht, sondern nur Euch sagen, warum mir in derselben wohl ist; denn Allen, das begreife

ich, würd' es nicht eben so seyn. Wer nicht meine Ansichten, mein Gefühl und meine Laune mitbringt, und sich nicht gewöhnte, das, was er hat, über, und, was er nicht hat, unter dem wirklichen Werth anzuschlagen, der wird sich ungern mit Weib und Kind und einem Dienstbothen auf vier mäßige Zimmer einschränken. Ich hingegen, da ich allein Herr von einem ganzen Stockwerke bin, finde mich nach meinem Wunsche geründet, und denke oft, daß die Fürsten, denen das Arrondiren so viel zu schaffen macht, sich selbst manche Sorge und Mühe, und Andern manchen Jammer ersparen könnten, wenn sie mit einem kleinern Bezirke sich begnügten, welcher auch gewiß hinlänglich groß für sie wäre, wenn sie ihn so benutzen wollten, wie ich meine vier Zimmer. Zum Diplomatiker hätte ich deßwegen nicht getaugt.

Ohne Zweifel kennt auch Ihr verschiedne, die außer dem Hause nichts zu thun haben, und doch selten daheim sind, denen ihre Wohnung nicht viel mehr als ein Absteigequartier ist. Eine

ganz andere Bewandtniß hat es mit der meinigen. Die jetzige ist, seitdem ich in dieser Stadt mich aufhalte, die fünfte, und keine der vorigen verließ ich freywillig; keine ohne wahres Leidwesen. In jeder waren gewisse Stellen mir heilig; in jeder las ich an den Wänden vergangne Freude und überstandne Trauer. In der einen sah ich zum erstenmale Naidyn, und lebte mit ihr ein schönes Idyllen-Leben; in der andern ward Naide meine Gattin, und ich Vater. Da schlug mein neugebornes Knäblein die Augen gegen mich auf, und mein Herz sagte mir: Der ist dein, wie nichts auf der ganzen Erde dein ist! Eine dritte Wohnung empfing ebenfalls ihre Weihe von Familien-Begebenheiten; von gefeyerten Festen, und vergossenen Thränen. Kurz, mit dem Hause, worin ich mit den Meinigen mich einmiethe, gerathe ich nach und nach in eine besondere Vertraulichkeit, und wir lernen einander je länger je besser verstehen. Immer entdecke ich mehr Annehmlichkeiten in demselben; das Widrige suche ich aber daraus wegzupoetisiren, wenn ich

es nicht wegphilosophiren kann, welches letztere mir überhaupt selten gelingt. Ihr wißt also, ihr Lieben, wie ihr meine Beschreibung zu nehmen habt, die vielleicht mehr von meiner Art zu wohnen, als von der Wohnung selbst enthalten wird.

In Absicht der Lage meines Hauses bedarf es keiner Poesie; denn wirklich befindet es sich in einer der freundlichsten Gegenden unsrer durchaus lustigen Stadt, und der durch alle hiesige Straßen geleitete Bach fließt in der meinigen vorzüglich rasch und hell. Nicht weit vor mir habe ich einen, wegen des nahen Stadtthors immer belebten Platz, Oberlinden genannt, von einer schönen hohen Linde, welche seit mehr als sechszig Jahren daselbst grünt, und einen neben ihr rauschenden Brunnen in Schutz nimmt. Sie wurde einer abgelebten ehrwürdigen Linde zur Nachfolgerin gegeben, die bereits im sechszehnten Jahrhundert, als Vereinigungspunkt für die um sie her wohnenden Bürger, Zeuge von ihren frohen Unterhaltungen, ihren ernsten Berathschla=

gungen und öffentlichen Spielen gewesen war. Eins dieser Spiele, das vor nicht gar langer Zeit erst aufgehört hat, besteht in einer Art von Frühlingsfeyer. Am ersten May nämlich versammelten sich diejenigen, die daran Theil nehmen wollten, bey der frischbelaubten Linde, wohin man einen mit rothen Bändern geschmückten Hammel brachte. Oben am Baum wurde ein brennendes Licht mit einem Bindfaden befestigt. Dann stellten sie sich Paarweise; das erste Paar tanzte um den Baum herum; eben so das zweyte, und die übrigen, immer eins nach dem andern. Indeß brannte das Licht fort, bis es den Faden erreichte, und herabfiel. Diejenigen, die gerade bey dem Herabfallen im Tanze begriffen waren, erhielten den Hammel zum Preise. Jetzt noch hat man in Pfalzburg, und vielleicht in mehrern Städten des dortigen Landes, eine ähnliche Belustigung; nur daß man um eine bloße Stange tanzt, worauf ein Hahn gesetzt wird, und diesen, statt des Hammels, gewinnt. Die hiesigen Einwohner hätten ihr weit artigeres

Lindenfest nicht sollen eingehen lassen; denn jedes anständige Volksvergnügen, zumal wenn es ein altes Herkommen ist, erhält den Patriotismus, weil es an Heimath und väterliche Gebräuche bindet; zugleich versöhnt es manchen geheimen Groll, endigt manchen kleinen Zwist, und bewahrt den Bürger, dem es seinen Stand, sein Gewerbe und seine einfachen Sitten lieb macht, vor einer übelverstandenen Verfeinerung, und vor dem Unglücke, daß er höher hinauf, daß er mehr als Bürger seyn will. So viel ist gewiß, daß die erwähnte Linde wohlthätig gewirkt hat, und noch wirkt, indem die Oberlindner bis auf den heutigen Tag durch Eintracht und Gemeingeist sich auszeichnen.

Das Haus, das ich bewohne, gehört zu dieser Bürgerschaft, obwohl meine Gasse, wegen des in ihr befindlichen Münster-Pfarrhofes, die Pfaffengasse heißt; ein Name, welchen sie zu der Zeit erhielt, als Pfaffe noch ein Ehrentitel, und die Wörter pfäffisch und Pfäf-

ferey, wo nicht unbekannt, doch wenigstens solche waren, die man sich nur ins Ohr sagte.

Die Nähe des Pfarrhofes möchte ich um vieles nicht missen, weil mit ihr die Nähe unsers Münsters, das Ihr in einem meiner frühern Taschenbücher kennen lerntet, verbunden ist *). Täglich habe ich die Freude, den obern Theil des herrlichen Thurms mit seiner schönen achteckigten Pyramide vor mir zu sehen. Die Pyramide ist ganz durchbrochen, welches dem Thurm, ohne seinem majestätischen Ansehen zu schaden, das Traurige, Schwerfällige der gothischen Bauart benimmt, und ihn leichter und fröhlicher in die Höhe steigen läßt. So gestattet er allen Winden freyen Durchzug, und beobachtet, zu seiner größern Sicherheit, die strenge Neutralität, woran selbst der mächtige Boreas ihn nicht hindert. Ich wünschte, liebe Schwestern, Ihr könntet euch mit mir an dem sonderbaren Anblick ergötzen, wenn Abends, in den bessern Monaten,

*) Taschenbuch für 1799.

alle die Vögel heimkehren, denen dieser Thurm ein Nachtlager gewährt. In ihm hausen unzählige Raben, Krähen, Dohlen, wilde Dauben, Spatzen und andere gefiederte Geschöpfe. Kaum beginnt es dunkel zu werden, so eilen sie schaarenweise herbey, fliegen anfänglich in weitern und engern Kreisen um die Pyramide herum, setzen sich dann zum Theil in die Oeffnungen, zum Theil auf die von oben bis unten hervorstehenden Zacken derselben; fliegen von neuem, wie auf Kundschaft, und einige sogar sondern sich ab, um in kleinern Truppen die noch fehlenden einzuholen. Spät erst, wenn es beynahe finster ist, begeben sie sich zur Ruhe. Oft in der Nacht erhebt es mich, wenn ich den Thurm anschaue, wie er, still und ernst, empor strebt zu dem gestirnten Himmel, und der große Wagen, dessen Räder Welten sind, über der freylich unter ihm verschwindenden Ehrensäule dasteht, die, wohlmeinend, menschliche Andacht demjenigen gesetzt hat, der den Wagen in seinem Gleise hält.

Was aber eben jetzt unser gothisches Gebäude mir besonders theuer macht, ist, daß solch ein Riesenwerk Zeugniß giebt, von Deutschem Geist und Deutscher Kraft. Sollte je, durch ein unseliges Verhängniß, uns alles geraubt werden, was Deutsch ist, so wird dieses Denkmal doch bleiben. Aus der Sturmwolke, der es trotzet, wird es warnen, und strafen die Abtrünnigen, die vergessen können, wer ihre Väter waren, und im Frühglanze, wenn es aus dem Nebel hervortritt, wird es in männliche Seelen Hoffnung strahlen und neuen Muth.

Näher noch als das stolze Münster, ist mir das Capuziner-Kloster mit seinem niedern Thurm und demüthigen Glöckchen, mit der frommen Einfalt, welche die Größe Gottes eben so gut, nur auf eine andere Art bekennt, als die Höhe und Pracht jenes ihm erbauten Tempels. Gleich neben den Capuzinern steht das ehmals Allen Heiligen geweihte Gotteshaus, jetzt in eine evangelische Kirche verwandelt. Da tönen oft die katholischen und protestantischen Glocken mit-

einander, zum Lobe der wakern christlichen Einigkeit, bey der man es sollte bewenden lassen, ohne auf eine Religionsvereinigung zu dringen, die ohne Zwang unmöglich, durch Zwang erhalten nur scheinbar ist, und verderblicher als alle Spaltungen wäre. Statt der Vereinigung, erzwänge man den bittersten Religionshaß.

Meine nächsten Nachbarinnen sind Klosterfrauen, die nach der Zerstörung von Altbreysach hieher flüchteten. Sie selbst bleiben unsichtbar; dennoch wird die Straße durch sie belebt und verschönert, indem die aufblühenden Töchter unsrer Stadt ihre Schule besuchen.

Nicht weniger zufrieden bin ich mit meiner übrigen Nachbarschaft, weil sie mehrentheils aus Kaufleuten, Krämern und Handwerkern besteht. Einem gar zu vornehmen Hause wohne ich nicht gerne gegenüber; denn es mangelt ihm, wenigstens von außen, an Leben und Munterkeit. Eine Kammerjungfer, die oben langweilig am Fenster steht; ein an der Hausthür gähnender Bedienter, bey welchem ein geputzter Herr sich

meldet, dem man die Aufwartung auf der Stirne liest; vielleicht eine haltende Kutsche mit dem Kutscher, der auf seinem Bocke vor sich hinstarrt — dafür seh' ich lieber meine geschäftigen Bürger, die Kunden, die bey ihnen ein- und ausgehen, ihre Weiber, die nicht bloß den Namen der Gehülfinnen führen, und das Häufchen Kinder, deren einige schon mit Hand anlegen, andre am Bächlein spielen oder sich darin baden. Wenn ich dann Abends die Gasse hinauf und hinunterblicke, so sitzen sie, nach vollbrachtem Tagewerk, alle vergnügt vor ihren Häusern, und ich habe wirkliches Menschenleben vor mir: Arbeit und Ruhe.

Viele rühmen es als einen besondern Vorzug großer Städte, daß man sich um seine Nachbaren nicht bekümmert, und nicht einmal seine eignen Hausgenossen kennt. Mir leuchtet dieser Vorzug nicht ein; vielmehr bin ich kleinstädtisch genug, um, wenn ich ein neues Quartier beziehe, mich nach allen, die um mich herwohnen, zu erkundigen, und wahrlich nicht aus Neugier, deren

ich eher zu wenig als zu viel habe, sondern weil ich nicht anderst kann, als an denen Theil nehmen, die mir so nahe sind. Auch wünsche ich gewisser Maßen mit ihnen zu leben. Ich freue mich, wenn vor einem Kaufmannsgewölbe der Bauer seinen Esel mit Waaren bepackt, oder auf dem leeren Bäckerladen dort, statt der verkauften Brote, das Kätzchen in der Sonne liegt. Kommt ein Gewitter daher, das mit Hagel droht, so sieht mich der Nachbar bedenklich an, und deutet nach der schwarzen Wolke, bis es etwa in einen milden Regen sich auflößt, da wir denn lachend einander zuwinken. Solch ein traulicher Verkehr mit den Menschen thut mir ungemein wohl, und das ist eine von den hundert Ursachen, warum mir eine große Stadt nicht so wie eine kleine behagt.

Ihr denkt wohl, liebe Schwestern! daß ich Euch lange bey den Umgebungen meiner Wohnung verweile; aber hauptsächlich um ihretwillen habe ich die Wohnung gewählt; denn da ich wenig ausgehe, und doch meine Arbeiten öfter unter-

brechen und mich zerstreuen muß, so ist mein Fenster mir so nöthig, wie dem geschäftlosesten Müßiggänger. Oft auch hole ich mir neue Begeisterung an demselben. Uebrigens sind jene Umgebungen allerdings interessanter, als meine vier einfachen Zimmer, an denen sich nicht viel beschreiben läßt.

Das Haus, im Ganzen genommen, möchte zwar wegen der verschiedenen, mit einander contrastirenden Bestimmungen, die es von seiner Erbauung an bis jetzt gehabt hat, einige Aufmerksamkeit verdienen. Im Jahre 1566. welche Jahrzahl über dem Hofthor und über zwey Thüren des gothischen Hintergebäudes steht, war es die Stadtmünze. Kein Mangel also an Gold und Silber, und beym Klang der Thaler nichts, was an Armuth und Elend erinnerte! Die letzten darin geschlagnen Münzen sind von 1739. Bald nachher ward es Aufenthalt des Jammers, ein Straf- und Verwahrungsort für eine tief gesunkene Menschenklasse, freylich großen Theils dadurch gesunken, daß so wenige der Versuchung des gepräg-

ten Silbers widerstehen können. Man änderte die Behausung erst in ein bloßes Spinnhaus um, dann in ein Zuchthaus, in welchem einige auch zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt waren. Da, wo man Thaler hatte klingen hören, rasselten nun die Ketten. Mein jetziges Wohnzimmer war die Kammer des Zuchthausverwalters. So giengen Jahre vorbey. Endlich sollte der Ort des Trauerns wieder umgeschaffen werden, und zur Fröhlichkeit einladen. Die Unglücklichen, die man hier bewacht hatte, wurden weggeführt, die Riegel abgeschlagen, die Thür geöffnet, damit sie, vom Morgen bis Abend, jeden Kommenden empfinge; die eisernen Stangen vor den Fenstern verschwanden; alles nach und nach gewann ein freyes, heitres Ansehen; und ein stattlicher Kranz am Hause, mit einem goldnen Becher, verkündete die neue Weinschenke! Jetzt verlor auch die betrübte Kanzelley die letzte Spur von dem, was sie gewesen war, und bequemte sich zur Aufnahme der freundlichen Musen. Meine Vorgänger derselben waren ein Schauspieler und

seine Gattin. Vor dem Spiegel wurden Rollen declamirt, und Hamlet und Emilia Galotti nahmen die Stelle ein, wo vormals ein Wust von aufgethürmten Acten lag.

Welch ein Wechsel menschlicher Dinge! Immerwährende Verwandlungen! Wie merkwürdig könnte, wenn man sie aufgezeichnet hätte, die Geschichte manches Hauses seyn! — In diesem sind die Wehklagen der Gefesselten längst verhallt. Dafür tönen laute Trinklieder; keine leider von Gleim und Hagedorn, und meistens so unharmonisch, daß sie mehr Geschrey als Gesang sind. Indessen hält die Wirthsstube die artigsten Damen nicht ab, mich zu besuchen; und nicht selten ist, während eines lärmenden Bachanals unter mir, ein kleiner Kreis um mich versammelt, der es versteht, wenn von den Mysterien der Grazien geredet wird.

Mein Wohnzimmer, welches zugleich Studier- und Visitenzimmer seyn muß, hat seine Richtung gegen Abend, geht auf die Straße, ist hoch und hell, und würde euch nicht mißfallen.

Ich habe es mit Gemählden und Kupferstichen ausgeschmückt, nur mit solchen, die mein Herz und meine Phantasie nach ihrem jedesmaligen Bedürfnisse zu beschäftigen im Stande sind. Da ist Heiliges und Profanes, Ernsthaftes und Launichtes, jedoch immer eins vom andern durch die verschiedenen Wände abgesondert. So hängt an der Hauptwand über dem Euch bekannten Testamente des armen Kriegers, der seinem Freunde sterbend sein Weib und seine Tochter vermacht, das größere Testament als Vermächtniß für die ganze Menschheit, das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Neben diesem locken zwey ländliche Stücke, links eine Korn- und rechts eine Heu-Erndte mich ins Freye. Im Winter weissagen sie mir, die Saat werde wieder aufkeimen, und die Wiese sich begrasen. Will ich eine frohe Familien-Scene, so darf ich nur an einer andern Wand die niederländische Mahlzeit ansehen, bey welcher ein Greis, ein altes Mütterchen und eine junge Frau, die ein Kind auf dem Schooße hat, zum Dudelsack eines erwach-

fenen Sohnes ein Lied singen, und das Kind, nebst einem kleinen Knaben, den Gesang mit einer Pfeife und einem Trompetchen begleiten *). An den Fensterwänden halten sich auch noch, aber nur halb gesehen, ein Paar Liebesgötter auf, denen Anakreon bis ins Alter huldigte, und dessen ungeachtet — vielleicht eben deßwegen, den Namen des Weisen erhielt. Bey mir müßen sie sich ein gewisses Incognito gefallen lassen; denn wir sind keine Griechen.

Meine Frau hat kein eigenes Zimmer, sondern führt ein Nomadenleben, wandert mit ihrer Arbeit herum, und weiß, daß sie überall herzlich willkommen ist. Da sie den Homer gelesen hat, so macht sie es zuweilen wie Andromache, Penelope und andere Griechische Königinnen und Fürstinnen, denen es nicht unter ihrer Würde schien, mit ihren Mägden in ebendemselben Gemache sich zu beschäftigen. Noch dazu wohnt die

*) Ein meisterhafter Kupferstich nach J. Jordaens, mit der Holländischen Ueberschrift: Soo d'oude songen, soo pepen de jongen.

unsrige am lustigsten von uns allen, weil ihre Kammer die Aussicht auf den mit Reben bepflanzten Schloßberg, und auf andere mit Wäldern bedeckte Berge gewährt.

Diese reizende Aussicht hat zum Theil auch das gegen Morgen gelegene Wohn- und Schlafzimmer meines Sohns, welches uns des Mittags zum Speisezimmer dient. Hier ist beständiger Gesang; denn sieben Vögel, fast alle verschiedner Art, lassen sichs in ihren Käfigen wohl seyn. Unter ihnen ist ein Hänfling, der, wie Galls gepriesener Vogel, den Tonsinn im höchsten Grade besitzt, und seine Cameraden insgesammt, insonderheit aber einen neben ihm hangenden Canarien-Bastard so vollkommen nachahmt, daß dieser oft, weil er ihn nicht überschreyen kann, mit den Flügeln schlägt, und durch seine Gitter brechen will, um ihn anzugreifen. In einem kleinen niedern Bauer sitzt ein seit langer Zeit gelähmter Stiglitz, der nicht einmal auf sein unterstes Stäbchen hüpfen kann, aber nicht weniger munter ist, als sein Nachbar, der Buchfink,

und sogar dann und wann in das Lied der übrigen Vögel hineinzwitschert; ein wahrer Scarron, an den ich mich gern erinnern lasse, um mich, da mir das Hüpfen jezt ebenfalls sauer wird, in der guten Laune zu bestärken, die einem so leicht über alles weg hilft. Wenn unsre sieben Sänger bey dem Mittagessen, wie es geschieht, ein Tutti anstimmen, so ist es, als speisten wir im Walde. So wenig als ihrer können wir bey Tische unsers treuen Libu entbehren, der uns wegen seiner persönlichen Verdienste und Talente, und als Nachlaß des gutmüthigen Commandeur von B**, noch immer besonders lieb ist. Sein unzeitiges Bellen hat er sich, seit dem Besuche von Euch noch nicht abgewöhnt, obwohl mein Sohn ihm öfters eine Predigt darüber hält, daß er seiner vornehmen Herkunft eingedenk und artig seyn sollte. Libu könnte dagegen einwenden, daß viele, gerade aus dieser Ursache, sich die Erlaubniß nehmen, nicht artig zu seyn.

Als ich meinem lieben Einzigen sein Zimmer

überließ, vergönnte ich ihm, es nach Gefallen einzurichten und auszuzieren, und das hat er zu meiner gänzlichen Befriedigung gethan. Ich kann es wie eine Hauscapelle betrachten, in welcher mich, statt der Hausgötter, die Bildnisse berühmter Männer aus verschiedenen Zeitaltern, und viele meiner verstorbenen und noch lebenden Freunde umringen. Jeder der letztern macht ein besonderes Capitel in meiner Lebensgeschichte aus, und in meinen Feyerstunden wird bald dieses, bald jenes Capitel durchgegangen. Unter den erstern zeichnen sich aus die Bildnisse der drey größten Maler der neuern Zeit; des, die Farben der Natur so lebendig und warm auffassenden Titian; des Correggio, mit dem feinen, zarten Sinne für holde Jungfräulichkeit, Kinderunschuld und Anmuth; und Raphaels, der alle, die vor ihm und nach ihm gewesen sind, übertrift. Dieses Bild ist ein farbiger Kupferstich nach einem Portrait, das Raphael selbst mit fünfzehn Jahren, also in dem Alter meines Sohns gemahlt hat. Er sitzt da in einer ruhi-

gen Stellung, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, mit dem reinen, unbefangenen Auge, still nachdenkend, und sein forschender Blick dringt in die geheimsten Winkel der menschlichen Seele. Nach der Wahrheit wird er gestalten, was er auf Erden der Darstellung würdig achtet; dann sich aufschwingen, das Uebermenschliche suchen, und auf Thabor seinen Christus verklären. In dem jetzigen Augenblicke scheint er gerade zu ahnden, was groß und erhaben in der Kunst ist; aber noch nicht seine eigene künftige Größe; noch nicht, daß Künstler, Kenner und Laien, daß die Edelsten und Weisesten der Nachwelt sich vor seine Werke hinstellen werden in stummer Anbetung, und jedes Bild von seiner Hand den Ort heiligen wird, der es aufbewahrt.

Ueber den Kopfküssen des Bettes hängt der sterbende Lavater. Möge, wenn er auch nicht immer seinen Platz behaupten sollte, wenigstens keine schlafende Venus ihn verdrängen!

Oft nach der Mittagsmahlzeit, wenn mein Sohn seine Mutter auf einem Spaziergange be=

gleitet, überlasse ich mich in diesem einsamen Zimmer ganz meiner Liebe zu ihm. Wie mir alles da, was ihm zugehört, so werth ist! Sein Bett, das ihm die Morgensonne vergoldet, wo seine Vögel ihn wach singen; seine Arbeiten die er mit so gewissenhaftem Fleiße verrichtet, seine Zeichnungen — Alles, Alles! — Aber der Gedanke, daß ich vielleicht bald von ihm scheiden, ihn den Mühseligkeiten und Gefahren des Lebens, vor denen die treueste Mutterhand allein nicht schützen kann, dahin geben muß; dieser Gedanke — doch, ich liebte die Menschen — sollten sie nicht dem, der meinen letzten Segen empfieng, die Liebe seines Vaters vergelten?

Laßt mich schließen, liebe Schwestern! Was kann ich nach dem, was ich jetzt Euch gesagt habe, noch sagen?

Die welkende Hortensia.

Im Herbste 1807.

Du, die mein Fenster schmückte,
Die, fern und nah,
Den Blumenfreund beglückte,
Hortensia!
Wie haben, dich zu schauen
In deiner Pracht,
Die artigsten der Frauen
Mich angelacht!

Die Mädchen alle blickten
Herauf nach dir;
Um deinetwillen nickten
Sie freundlich mir.

Es war, wenn sie dich priesen,
Im Blumenreich,
In Gärten und auf Wiesen,
Dir keine gleich.

Drey Monden sind verflossen,
Und stets hatt' ich
Als treuen Hausgenossen
Zur Seite dich.
Du hast an frohen Morgen
Mir nie gefehlt;
Auch wurden kleine Sorgen
Dir oft erzählt.

Doch Laub und Gras wird gelber:
Kein milder Hauch
Belebt sie mehr; du selber
Verblühest auch.
Matt ist dein Glanz, vorüber
Dein Rosenroth —
O welke nicht, stirb lieber
Den schönern Tod!

Laß uns für künft'ge Stunden
Von dir ein Bild,
Das noch, wenn du verschwunden,
Mit Wonn erfüllt!
Zwar früher scheiden müßen
Vom Mutterschoß
Wirst du; allein versüßen
Will ich dein Loos.

Dir, holde Blume winke,
Kein finstres Grab!
Von mir betrauert, sinke
Du still hinab!
Sieh' nur! dort unten fließet
Ein Bächlein, hell
Und rein, wie sich ergießet
Der Felsenquell.

Am kühlenden Gewässer
Erquicket ja
Sich Japans Ros', und besser
Entblüht sie da.

Wohlan denn, sey vermählet
Dem trauten Bach!
Er trage dich — gefehlet,
Gefehlet, ach!

Vom Bächlein unbespület,
Liegt sie am Rand!
Oft allzu sorgsam zielet
Der Liebe Hand.
Da liegt sie, einst mit Freude
Gepflegt, gestützt,
Getränkt, vor jedem Leide
Von mir geschützt!

Was hilft es der Verschmähten,
Jetzt im Gewühl
Des Volks vielleicht zertreten,
Des Knaben Spiel,
Der sie zerreißt, zerstreuet
Mit wildem Ruf?
Und schont sie der, so dräuet
Des Rosses Huf.

O möchtest du, du Kleine,
Die Blume sehn!
Gepflückt hast du wohl keine,
So groß, so schön.
Noch bist du, sie zu schänden,
Zu gut, zu fromm:
Sie sterb' in deinen Händen!
Komm, Mädchen, komm!

Es naht mit leichtem Schritte,
Hält an die Brust
Den Strauß, nach Mädchen-Sitte;
Dann soll mit Lust
Auf dem, was sie erbeutet,
Ihr Auge ruhn;
Das Glöcklein aber läutet
Zur Schule nun.

Die Kleine steht, bedenket
Ihr kurzes Glück,
Horcht auf die Glocke, senket
Betrübt den Blick.

Als ob sie mich erriethe,
Wirft in den Bach
Sie schnell die Halbverblühte,
Und sieht ihr nach.

Schwimm hin! der Tag wird heiter;
Das Bächlein führt
Dich, leise murmelnd, weiter,
Bis sichs verliert.
Nichts kann auf Erden bleiben;
Wo Bach und Fluß
Verschlungen wird, zerstäuben
Die Rose muß.

Laß der Natur uns geben,
Was sie begehrt!
Oft raubt ein längres Leben
Des Lebens Werth!
Das Lob, das wir erwarben,
Wird uns versagt;
Drum lieber früh gestorben,
Als unbeklagt!

An meine Gattinn, nach meiner Genesung.

Des Erdenlenzes Morgenlicht,
Mit seinem reinsten Strahl, erhellt das Angesicht
Der Liebe, die an wolkenleeren Tagen,
Wenn alle Büsche noch der Hoffnung Blüthe tragen,
In unsre Jugendlieder singt,
Zu jedem Fest uns ihre Mirthe bringt,
Und Ewigkeit verspricht den kurzen Lebensfreuden.

Wenn aber da, wo, bey der Thränenweiden
Geflüster, nur die Stimme banger Leiden
Durch nebelvolle Wüste hallt,
Nicht minder treu, mit uns die Liebe wallt —
O dann verklärt sie sich zur himmlischen Gestalt!

An ein kleines Mädchen.

Dein muntrer Zeisig ist gestorben,
Dein bester Nelkenstock verdorben;
Gern hör' ich deine Klagen an:
Zu glücklich, wer noch Alles lieben,
Noch um ein Vögelchen von Herzen sich betrüben,
Um eine Blume trauern kann.

An eine Dame, die mir im Herbste eine weisse Rose brachte.

Den Schmuck der vollen Wiese mähte
Zum zweyten Mahl des Fleißes rasche Hand;
Verarmt ist schon der Bäche Rand,
Wo sonst ein buntes Volk von Glockenblümchen stand;
Und freundlich bringst du nun die Rose mir, die späte,—
Die nicht des Zephyrs Kuß im Wonnemond empfand,
Auch nicht in purpurnes Gewand
Sich kleidet; die hervor aus weisser Knospe geht,
Und einsam, herbstlich angeweht,
Da, wo kein farbenreiches Beet,
Umwallt von Düften, uns entzückt,
Den leeren Garten grüßt, und tröstend um sich blickt.

So giebt, wenn jeden Reiz hinweg das Alter rückt,
Wenn öder wird die Welt, und Lieb' und Hoffnung weichen,
Prunklose Freundschaft noch der Freude letztes Zeichen.

Das goldne Zeitalter.

(An Eudora.)

Daß kummervolle Zeiten sind:
Die Klage hört ich schon als Kind,
Und höre sie noch immer!
Drum sangen Dichter gern das Glück
Des goldnen Alters uns zurück
In stetem Rosenschimmer.

Was aber wäre jene Zeit,
Mit aller ihrer Seligkeit,
Für uns, in unsern Tagen?
Ein Kindervölkchen waren sie,
Die, frey von Sorg' und Lebensmüh',
Im grünen Schatten lagen.

Auf weichem Moos, beym Vogelsang,
Ward ihnen keine Stunde lang;
Sie blickten zu den Bäumen
Empor, und sahn, was jeder trug,
Sahn, ohne Karst und ohne Pflug,
Das Ungesäte keimen.

Dagegen hallte nicht im Thal
Der Ruf von Schnittern, die zum Mahl
Nach saurer Arbeit zogen.
Fern blieb die Wetterwolk'; allein
Auch überglänzte nie den Hain
Der siebenfarbne Bogen.

Das Lamm, das an der Mutter hieng,
Bedurfte keiner Huth; es gieng
Mit Wölfen auf der Weide.
Erst dem beglücktern Enkel gab
Arkadien den Hirtenstab
Und Hirtenrohr und Freude.

Wohl dünkt es jeden wunderbar,
Daß unbedornt die Rose war,
Am Dornbusch Trauben reiften:
Daß Milch aus harten Felsen floß,
In Bächen Nektar sich ergoß,
Und Eichen Honig träuften.

Wie aber lacht die Traub' und glüht,
Wo sie des Pflanzers Hand erzieht!
Wie sanft an Wasserquellen
Sichs ruht, indeß vom Blüthenast
Ein Bienenheer die süße Last
Heim trägt in seine Zellen!

Und ist es unsers Neides werth,
Daß, ohne Haus und ohne Herd,
Ein Laubdach sie bedeckte;
Kein Säulen=Tempel sich erhob,
Nicht Eines schönen Werkes Lob
Den Geist der Künstler weckte?

Nur darum golden hieß die Zeit,
Weil Unschuld und Gerechtigkeit
Durch sichre Felder irrten;
Weil Sterblichen die Wonne ward,
Am Abend oft, nach Pilgerart,
Die Götter zu bewirthen.

Ein glänzend Loos, ein heil'ges Recht
Für jenes kindliche Geschlecht!
Doch von den ersten Jahren
Der Welt erlosch nicht jede Spur:
O möchten unser Erbtheil nur
Getreulich wir bewahren.

Noch lohnt der Unschuld reiner Kuß
Den Edeln; selbst die Bosheit muß
Der Tugend Larve nehmen;
Und Seelen, die dem Himmel nah
Sich fühlen, stehn vor Thronen da,
Tyrannen zu beschämen.

Dies Lied, Eudora, dank ich dir;
Bewährt hast du den Glauben mir:
Nicht Alles sey verschwunden.
Dir dank' ich manchen theuren Rest
Der goldnen Tage, manches Fest
Umtanzt von Götterstunden.

An den Herrn Magistratsrath Xaver Schnetzler, welcher sich vor Kurzem vermählt hatte, am Tage des H. Xaverius.

Nicht jeder kann von heil'gem Eifer glühn:
Drum keinen Nimbus zwar, doch Freude den Xaveren,
Die, statt in alle Welt zu ziehen,
Um Heidenvölker zu bekehren,
Am eignen Herd die Zahl der kleinen Heiden mehren,
Und da, mit liebendem Bemühn,
Sie Menschenpflicht und Christentugend lehren!

Das Freyburger Wochenblatt an seine Leser.

Am 1. Januar 1809.

Wer sollte wohl nicht der ganzen Welt,
Vom Nigerstrome bis zum Belt,
Vom Hekla bis nach Trankebar,
Viel Gutes wünschen ins neue Jahr?
Heil allen denen, in allen Reichen,
Die Menschen sind, und Menschen gleichen;
Sogar den Horden am Caucasus,
Und, fern am Orinoco-Fluß,
Auf ihren ungebauten Gefilden,
Den rohen, erdefressenden Wilden*)!

*) Von den Otomaken, einem indianischen Volk, erzählt Humboldt in seinen Ansichten der Natur, daß sie weder säen noch pflanzen, son-

In hundert Ländern weiß man zwar
Noch nichts vom ersten Januar,
Weils an Kalendermachern fehlt,
Und jeder die Tage nach Knoten zählt *).
Allein genug, wenn sie der neuen
Gezognen Knoten sich erfreuen!

Indeß verargt es sicherlich
Der Klügern keiner mir, daß ich
Mit denen, die mich kennen und lesen,
Vertrauter, als mit Irokesen
Und Kaffern, mich besprechen kann;
Daß näher mir der deutsche Mann
Am Herzen liegt, als selbst der Britte
Und Gallier, trotz ihrer Kunst und Sitte.
Wer anders denket — immerhin

dern mit Fischen, Schildkröten, und besonders, wenn diese ihnen mangeln, mit einer in Kugeln geformten Töpfererde sich nähren.

*) Mehrere Völker bedienen sich der Schnüre oder Stricke, um an denselben durch Knoten die Tage zu bezeichnen, und überhaupt zu zählen und zu rechnen.

Behalt' er seinen Weltbürgersinn,
Und gleiche, wenn es ihn gelüstet,
Dem Vogel, der aller Orten nistet,
Wo Baum oder Busch eine Wohnung beut;
Der, ohne sicheres Geleit,
So lange von Wipfel zu Wipfel irrt,
Bis er des Zufalls Beute wird.
Dagegen loben wir und preisen
Den Storch, der von den weitesten Reisen
Zurück zur gewohnten Stätte kehrt,
Den Jubelruf der Knaben hört,
Und auch willkommen ist den Alten.
Schon oft, das theure Nest zu erhalten,
Hat er von ihm den beginnenden Brand
Mit rasch benetzter Schwinge gewandt,
Und so der Nachbarn Giebel gerettet *).

Wen Liebe nicht ans Vaterland fettet,
Wem jeder fremde Boden gefällt,

*) Man hat mehrere Beyspiele, daß ein Storch, indem er auf den Flügeln Wasser zugetragen, das Feuer auf seinem Dache gelöscht hat.

Der kann, als Bürger einer Welt,
In ihr, mit innigem Verlangen,
Fest in der Treue, nichts umfangen.
Sie aber, die, so arm und klein
Es ist, sich ihrem Städtchen weihn;
Es mit dem Wenigen, was es hat,
Nicht tauschten um eine Königsstadt;
Die für Gewinn es achten, ihr Leben
Der süßen Heimath, als Opfer, zu geben —
Nur sie, wenn des Schicksals Unbestand
Vom eignen Herde die Liebenden bannt,
Sind nirgend fremd, wo Menschen wohnen —
Sind Bürger unter allen Zonen.

Drum meinen besten Segensgruß
Dem Deutschen, der mit stolzem Fuß
Auch jetzt auf deutschem Boden kühn
Daher geht; dem die Wangen glühn
Beym heiligen Namen: Vaterland!
Noch hofft er: Was so mächtig stand,
Das werde ferner stehen; erzieht,

Beym väterlichen Becher und Lied,
Uns keine Zwitterart von Söhnen,
Die sich an knechtisches Joch gewöhnen,
Daß, wenn Germania je dem Drang
Der Zeit erliegt, und deutscher Gesang
Verstummt, ihr Genius fort und fort
Noch rede zum Enkel ein männliches Wort,
Und, wer sie erblickt in ihrem Falle,
Mit Ehrfurcht um die Trümmer walle.

In das Stammbuch einer Schauspielerinn.

Was auch, wo Menschen sind auf Erden,
Des Redenden Gedanke wirkt und schafft,
So liegt die höchste Wunderkraft
Der Rede doch in Tönen und Geberden.

Lyda.

Ein heil'ger Kuß! den mit Erröthen,
Auf jenen frisch bethauten Beeten,
Der Blume, die nicht wiederliebt,
Nicht wiederküßt, die junge Lyda giebt.
Ein heil'ger Kuß, gegeben nur
Dem Schönen! — Holder Lenz erneue,
Wo Lyda weilt, noch herrlicher die Flur!
Seyd stolz, ihr Blumen, und in deinen Feldern
freue
Dich deiner Tochter, du getreue,
Dem Schönen lächelnde Natur!

Die Eiche in der Wüste.

Einen Wandrer führte sein Weg durch eine öde Gegend, deren Boden nur mit Heidekraut bedeckt war, und weder den Schatten eines Baums, noch den grünen Rasen einer Quelle zum Ausruhen darbot. Ihn ergriff ein quälendes Verlangen nach seiner Heimath, und die Todesstille umher beklemmte seine Brust. Endlich kam er zu einer hohen Eiche, die schon von weitem sich ihm gezeigt hatte. Unter ihr war ein Maßliebchen hervorgesproßen; auf einem ihrer Aeste saß ein Fink neben seinem Weibchen und sang. Der Wandrer lagerte sich. Nach und nach ward das Herz ihm leichter, und er fühlte sich gestärkt zu neuer Hoffnung. Die arme Blume! so sprach er: Wozu blühte sie in dieser Wildniß? Ver=

loren steht sie da, um unbekannt zu verwelken. Und der einsame Sänger! für wen sein Gesang? Wird den armen Vogel doch niemand vermissen, wenn sein letztes Lied gesungen ist!

Da bewegte sich die Eiche, und leis' ertönte aus ihr die Stimme der sie bewohnenden Dryas:

„Du, den, gedrückt von Sehnsucht und von Gram,
Ich willig auf in meinen Schatten nahm!
Du hörtest ja des Vogels Lied,
Das deinen Kummer dir versüßte;
Du lächeltest der Blume die dich grüßte:
Drum hat sie nicht umsonst geblüht,
Er nicht umsonst gesungen in der Wüste.“

An meinen Arzt und Freund, den Herrn Hofrath Ecker, welcher, nachdem er sein einziges Kind verloren, mir von einer langwierigen Krankheit aufgeholfen hatte.

(An seinem Namenstage den 26. Februar 1809.)

O Freund! auch heute sammelt sich
Ein Chor von Liebenden um dich,
Und ruft dir Freude zu; allein
Wo blieb des Tages Rosenschein,
Der dein Erwachen einst umstrahlte?
Wo jene Bilder, die so hold
Der Hoffnung Zauberhand ins Gold
Der frühen Morgensonne mahlte?
Ihn sucht dein Auge, ach! das Licht

Des Himmels, der das Leben theuer
Dir machte — sucht, und findet nicht!
Was hilfts, daß über diese Feyer
Die Freundschaft ihren Seegen spricht?
Dein Ohr, an süßern Laut gewöhnet,
Horcht, ob ihm noch die Stimme tönet
Des Einzigen — sie tönet nicht!
Und würde gleich dein Fest gekrönet
Mit allem dem, was Kunst und Fleiß
Dem Hornung zu entlocken weiß;
Ein ganzes Füllhorn könnte blühn;
Dir schwebte vor das Wintergrün,
Das einst, im Jubel, des getreuen,
Geliebten Knäbleins fromme Hand
Um seines Vaters Namen wand.
Die kleine Pyramide schwand,
Und nie wird sich ihr Grün erneuen —
Der Ort ist heilig, wo sie stand!

Und heilig sind des Vaters Thränen,
Sein stummer Blick, sein banges Sehnen

Dem Vater. — Sorge nicht, o Freund!
Wer an des Sohnes Hügel weint,
Dem sing' ich keine Wonnelieder.
Zwar gabst du mich der Freude wieder;
Doch leise Klage sey mein Dank,
Und Trost der Leyer Festgesang!

Ja, Freund, dich trösten will die Leyer,
Die bey so mancher Frühlingsfeyer,
Wenn sich mein Geist voll Andacht hob,
Ich zu des Welten-Vaters Lob
Mit neuen Saiten kühn bespannte,
Und weg der Kleinmuth Zweifel bannte.
Von purpurnem Gewölk herab
Sah ich, und tief in fernen Klüften
Verlor sich unter mir das Grab;
Still angehaucht von reinern Lüften,
Grüßt' ich, Unsterblichen verwandt,
Der künft'gen Heimath schönes Land.

Blick' auf, ermahne dich, und glaube:
Nicht untergehen kann im Staube,

Was von dem Staube los sich ringt,
Sich auf ins Reich der Geister schwingt,
Mit hoher Weihe wiederkehrt,
Und an der Nachtumhüllten Pforte
Des Todes noch Verheißungsworte,
Den Zuruf der Verklärten hört.

Wenn nun die Erde sich verjüngt,
In neuer schöner Maytagshelle
Den Bergen dort es wieder tagt,
Das Saatfeld keimt, sich an der Quelle,
Hervor das zarte Blümchen wagt,
Und mit den Müttern unverzagt
Auf frischem Grün die Lämmer gehen;
Was dann, beym großen Auferstehen,
Dir jede Blüthenknospe sagt,
Dir Bäche rauschen, Winde wehen,
Sey: Liebe, Leben, Wiedersehen!

An den Herrn Präsidenten Anton v. B.

(An seinem Namensfeste den 13. Juny 1809.)

Oft rief zu seligem Genuß
Mich dieser Tag, und gern, zu Ehren
Des heiligen Antonius,
Half ich den Becher singend leeren;
Obwohl der Heil'ge seinen Pfad
Durch Dornen wählte, nie sich freute;
Anstatt zu küssen sich kasteyte,
Und, statt zu trinken, Wunder that.
Genug, daß, längst empor gehoben
Zur jammerlosen Welt dort oben,
Er nun die Freude, die er kennt,
Uns andern auch hienieden gönnt!
Drum sang' ich dir, bey deinem Wein,

Auch heut' ein frohes Lied; allein
Es winket mir der Lorberhain
Nicht mehr; der Jugend Rosen dorrten,
Der Liebe Myrthen sind verblüht;
Woher denn ein gefällig Lied?
Ein rauhes hört man aller Orten.

Doch, was mit treu gemeinten Worten
Ein Greis aus voller Seele spricht,
Verfehlt die bessern Herzen nicht,
Und, kräftiger als ein Gedicht,
Vermag es, ohne Klang der Saiten,
Den Segen Himmelab zu leiten.

Ueber Pfeffel.

(An meinen Bruder F. H. Jacobi.)

An wen sollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an dich, mein Lieber, mit dem ich, seit den Kinderjahren, so manchen gemeinschaftlichen Verlust beweinte, und der in meinem eignen Leiden mir oft so tröstend die Hand bot? Du sahest ihn nie, den brüderlichen Freund unsers verewigten Schlosser und den meinigen; aber du liebtest ihn, wie er dich, redetest von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, dich betreffenden, Umstand mich befragte; und selbst seine ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher du bist, war ihm als

Erfüllung eines, zuerst von dir öffentlich ausgesprochenen Wunsches, doppelt theuer. Wer also weiß besser als du, was ich verlor? Ach! und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am diesseitigen Rheinufer zusammentreffen, wo wir einander wechselsweise nach Freyburg oder nach Colmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unsers Beysammenseyns; die Morgenstunden, in denen Pfeffel, mit einer Bescheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten sich verschwistert, aber doch, in dem Grade, selten ist, mir seine neuesten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen dar-

über, und Vorschläge zu Verbesserungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, stets ergiebig an ernsten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Gespräch zwischen uns beyden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserlesenen Zirkel, unter dem gewinnreichsten Ideen-Tausche nur zu schnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bey dem Lebewohl zugleich einen künftigen Besuch verabredeten. So schieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. —

Alles das ist nun für mich dahin! Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entschlafenen Freundes zum eignen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der stillen Wehmuth, nicht des bittern Schmerzens; und darum schreibe ich auch dir, lieber Bruder, keinen Klagebrief, sondern nur Erinnerungen an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden Homerischen Sänger, Gutes

und Böses verliehn ward, das Gute freudig genoß, und gelassen das Böse duldete. In diesen Erinnerungen finde ich Trost, weil sie mir bezeugen, daß der von großen und mannigfaltigen Leiden gedrückte Mann eben so große und mannigfaltige Vergütungen hatte, und daß sein Leben, so bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erschien, mit vielen seligen Stunden und Tagen durchwebt war.

Eh' ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter schon des Lichtes beraubt, nie wieder, auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahls hoffen durfte; der im Finstern einschlief und im Finstern erwachte; kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleyer lag, und dem jeder frohe Laut der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen

konnte, gieng er, auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, umher, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah, und dennoch ausgeschlossen aus den Paradiesen der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu seyn, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben, wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feinern Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höhern Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind!

Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bey dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschenen Augen, wo kein Wölkchen Kummer sich zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was Andre vorausgesagt hatten; ich vergaß all=

mählig seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm ebendenselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umgieng, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein, als Dichter, die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte, sondern daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Gesehene hafte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß geprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreiste Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte michs, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen zu orientieren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam machte. „Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet!“ sagte er: „Und siehst du dort“ — in-

dem er mit dem Finger hinwies — „ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Castell? u. s. w."

So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern, mit sich, an welchen sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf irgend eine Art interessanten Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte, beschreiben ließ. Da ward' es dann einer Einbildungskraft, wie die seinige, nicht schwer, das oft nur Angedeutete sich auszumahlen, und wieder Andern, die es nicht kannten, durch die Beschreibung desselben Freude zu machen. Ich hörte ihn, mit der Kunst, die er besaß, alles zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemählden, Prachtausgaben, von Uniformen der Regimenter, sogar von ausgezeichneten Frauenzimmer-Moden sprechen,

und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen an Farben-Harmonie.

Du begreifst, lieber Bruder! wie dieses schon unserm guten Pfeffel zu einiger Entschädigung gereichte. Hierzu kam seine Fertigkeit, Stimmen zu unterscheiden und im Gedächtnisse zu behalten, so daß er nach Jahren noch Personen, mit denen er ein paar Mahl geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Physiognomie ist, in so fern nämlich diese oder jene Gesichtsbildung uns auf den ersten Blick anzieht oder zurückstößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte sein Herz zu sich hin; so wie die kreischende ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung kostete, sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Er erzählte mir, daß einst, bey dem Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeygehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: Bon soir, Mr. Pfeffel, comment vous portez-vous? Im Tone der Grüßenden aber wär' eine so liebliche Melo-

die gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umsonst, alles angewendet hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indessen blieb sie ihm unvergeßlich.

Da es eine bekannte Streitfrage ist: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel sey, und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklichern hält, so war mir Pfeffels Meynung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das zarteste berührt, und die Veranlaßung eines günstigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, als endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeyführte. „Was du mich fragst“, gab er zur Antwort, „ist mir ehemals öfter eingefallen, und die Entscheidung war immer ebendieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weiß es: Viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja, wie verbannt aus der menschlichen

Gesellschaft, da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe, von den Bessern so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur bey der Todesstille, die ihn umgiebt? Wie viele heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen Rheumatismus zu verlieren, ich das Letztere vorziehen würde.„

Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rheumatischen Zufälle, die Krämpfe im Kopf und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen empfand, eine schreckliche Quaal. Dennoch unterbrach ihm auch dieses Leiden seinen Frohsinn nur selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und, als Sécrétaire-interprète, französische Verordnungen,

Conscriptionslisten, Verfügungen wegen feyerlicher Aufzüge u. drgl. m. verdeutschen mußte. Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet und die Assignaten sein Vermögen verringert hatten, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschäft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht.

Pfeffels Biograph wird dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war, die blutigen Thränen um so manchen seiner Lieblinge geweint, die bangen Erwartungen in der Schreckensperiode; nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glückes sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte; und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter denen er sein Leben endete. Wenn du es liesest, so wirst du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augen-

lichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fortgieng, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirne gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt.

Freylich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, ihm von der unsichtbaren Hand,

„die Sonnen,

Wie Goldstaub in den Raum gesät,“

zur Erleichterung seines traurigen Looses, in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wallfahrt durchs Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren

Arm er, mit geschlossenen Augen ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauheste Bahn ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Trösterin, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und, wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein besseres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Lieder zertheilen die Nebel, die unsre Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels, diese verschwenderischen Gaben der Natur hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwerben vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verläugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künftige Hei=

math jenseits des Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über den Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man den Menschen und der ganzen Schöpfung. Seines Genius konnt' er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres, heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edeln Mannes und des feurigen Patrioten gegen Tyranney, Sklavensinn, Lug und Trug eiferte, ohne Gallsucht und Schadenfreude, und wie sein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an sich trug: eben so in seinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten seiner Zeitgenossen spottete. Bey jeder Fabel und jedem Epigramm scheint er den Spruch des J. Paul in Gedanken gehabt zu haben: „Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt.“

Du, mein Bester! kennst die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menschheit zu seyn!

kennst die Seligkeit dessen, der auf seine Werke mit dem Bewußtseyn hinblickt, daß kein Ankläger gegen sie auftreten wird. Du stimmst mir bey, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war.

Und er war es bis an sein Ende. „Hätten Sie meinen Vater noch den Tag vor seinem Abschiede gesehen"! schrieb seine jüngste Tochter an einen ihrer hiesigen Freunde. „Ich las ihm: Aussichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete, und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umstrahlte himmlische Freude. Ich sah einen Heiligen in ihm; er gehörte schon dem Himmel an."

Laß mich, lieber Bruder, zu diesem Brief eins der schönsten Lieder des Verstorbnen legen, voll jener frommen Sehnsucht, die oft in traurig süßen Stunden ihn ergriff, und ihn weihte zu dem entscheidenden großen Augenblick.

„Psyche *)

Warum trauerst du, müde Pilgerinn,
An des Scheidestroms bedorntem Strande?
Psyche, fasse dich, blicke jenseits hin
Nach dem heiligen, verheißnen Lande.

Bald wirst du nicht mehr, gleich dem Findelkind,
Deine Herkunft und dein Loos nur ahnen,
Bald wird dir ein Freund aus dem Labyrinth
Deiner Zweifel einen Ausweg bahnen.

Sieh, der Glänzende löst die Fähre schon,
Um dich abzuholen aus der Wüste.
Horch! ein Schwesterchor ruft mit Harfenton
Dich zurück auf die smaragdne Küste.

Psyche, fühlst du nicht, wie sich dein Gewand,
Mählig trennt, des langen Dienstes müde?
Heil dir! Bald zerreißt auch das letzte Band,
Und vollendet ist die Seraphide.“

*) Poetische Versuche Thl. IX, S. 194.

An meine Wanduhr.

Noch hat das Glück mit jedem Jahr
Was neues mir beschert,
Und jede seiner Gaben war
Mir eines Liedes werth;

Denn meine kleine Wirthschaft lacht
Mich gar vertraulich an;
Da sing' ich, was mir Freude macht,
So gut ich singen kann.

Schon haben Tisch und Becher längst
Ihr Lied, weil sie mir nah
Und theuer sind; du aber hängst
Noch unbesungen da.

Zwar schmucklos, ohne Silberklang,
Gehst du voll Einfalt nur,
Gleich meinem Leben deinen Gang,
Du treue Wälder=Uhr!

Doch köstlich wird, obwohl verschmäht
Von Stolz und Ueppigkeit,
Mir auch das ärmste Hausgeräth,
Wenn es die Liebe weiht.

Aus ihrer Heimath brachte dich,
Als festliches Geschenk,
Mein Weibchen mir, und deß bin ich
Und bleib ich eingedenk.

Allein, hätt' auch des Bildners Hand
Verherrlicht sich in dir;
Was hülf' an ungeschmückter Wand
Ein solcher Zierath mir?

Dem Kämmerlein des Dichters fremd
    Ist aller eitle Prunk;
Er stöhrt die Ruhe nur, und hemmt
    Des Geistes leichten Schwung.

Wozu der Schimmer dir? Genug,
    Daß du ein kommend Leid
Mir stets verkündet, ohne Trug,
    So wie die beßre Zeit!

Dein Räderwerk lief ohne Rast,
    Dein Laut verstummte nicht;
Du riefst mich weg von mancher Last,
    Mich hin zu mancher Pflicht.

Wenn Alles schwieg, der Lagerstatt
    Kein Schlummer ward verliehn,
Dann sah ich, wie die Lampe matt
    Auf deine Ziffern schien.

Dann wohl mir, weil dein leis'rer Schlag
Sich tröstend hören ließ,
Und Morgendämmerung, und Tag,
Und frischen Muth verhieß!

Oft auch, von süßem Schlaf erquickt,
Geweckt vom Sonnenglanz;
Hab' ich dich freudig angeblickt
In deinem Strahlen-Kranz.

O mög' ich noch zu dir hinauf
Mit stiller Freude schaun,
Noch segnen deinen Stundenlauf,
Noch hoffen und vertraun,

Wenn mir die Glocke dumpfer schallt,
Und nun dein Zahlenbild,
Vom Todesnebel schon umwallt,
Sich mehr und mehr verhüllt.

Ist dann die letzte Stund entflohn,
So töne fort! Dein Klang
Sey meiner Gattin, meinem Sohn
Ein liebender Gesang!

Gnome.

Ein Geist, der auf zur Gottheit strebt,
Muß zwar vom Staube sich erheben;
Doch kann, wer nicht der Erde lebt,
Auch nicht dem Himmel leben.

An den Herrn Staatsrath Peter Frank, bey der Zurückgabe seiner Biographie.

Freyburg, im May 1810. *)

Kränze für die Schönheit winden
Soll, wer ihren Kranz verdient,
Helden-Tugenden verkünden,
Wem ein schöner Lorbeer grünt;
Und allein der Weise darf den Weisen
Zum Gesang der Muse preisen.

---

*) Seit dem November 1809 wohnte der Russisch-Kaiserliche Staatsrath und erste Leibarzt Johann Peter Frank in Freyburg, wo er den Rest seines thatenvollen Lebens zubringen wollte. Um dem großen Manne, dessen ganzes Leben dem Dienste der Menschheit gewiedmet war, der allein mehr

Welchem Sänger wirds geziemen,
Zu verherrlichen den Mann,
Der sich seines Lebens rühmen
Laut vor allen Edeln kann;
Dessen Geist im Knaben schon sich stählte,
Daß für Spiel er Arbeit wählte.

Der, als Jüngling, von der Freuden
Süßer Lockung weggewandt,
Bey der Stimme fremder Leiden
Seinen hohen Ruf empfand,
Da, wo Tod und Leben qualvoll ringen,
Der Genesung Kelch zu bringen.

---

als 7000 Aerzte gebildet, mehrere öffentliche Schulen organisirt, und 35 zum Theil sehr große Spitäler geleitet hat, einen Beweis seiner hohen Verehrung zu geben, ernannte ihn der Stadtmagistrat bald nach seiner Ankunft zum hiesigen Ehren-Bürger, und übersandte ihm durch eine eigene Deputation das Bürger-Diplom, welches er mit eben der Empfindung annahm, womit es ihm angebothen wurde. Zeitumstände nöthigten ihn dennoch, diese Stadt wieder zu verlassen.

Wer ihn loben will, der habe
Leicht geachtet jede Last,
Hab', um wohlzuthun, dem Grabe
Trotz geboten, ohne Rast,
So wie er, gerungen und gelitten,
Und den sauren Preis erstritten!

Von der Parce mir gegeben
Ward Gesang und Saitenspiel;
Thatenreich war nicht mein Leben;
Frohsinn führte mich ans Ziel;
Aber Recht und Wahrheit blieb mir theuer,
Nie entweiht' ich meine Leyer.

Darum sey der Unentweihten
Es vergönnt, zu mischen sich
In die Chöre der erfreuten
Bürger, zu begrüßen Dich,
Den, vereint, die lächelnden Camönen
Hier im Arm der Ruhe krönen!

Deiner werth sind meine Lieder;
Denn ich tröstete, wie Du,
Gern die ärmsten meiner Brüder,
Eilte den Verlaßnen zu;
Stand, als Mensch, vor Menschen auf dem Throne,
Heuchelnd keinem Erdensohne.

Doch die Lieder mögen schweigen!
Sollen sie Unsterblichkeit
Dir gewähren? Fehlts an Zeugen
Deinem Ruhm? Die spätste Zeit —
Wird in Dir Hygeens Priester ehren,
Deinen Genius noch hören;

Deinen Genius, der, waltend
Ueber Menschen=Heil, sich hob;
Schaffend, ordnend, umgestaltend,
Nie getäuscht durch eitles Lob,
Fest und kühn, den Neid zu Schanden machte,
Und sein Tagewerk vollbrachte.

An der Donau luft'gen Höhen,
An der fernen Wilia,
Wo der Neva Flaggen wehen,
Wo der Po Dich wandeln sah,
Rauschte Dir, in frohen Wellenschlägen,
Tausendstimmig Dank und Segen.

Höre jetzt die Treysam leise
Murmeln! Sieh! der Jugend Blick,
Huldiget dem edeln Greise;
Denn sie fühlt des Mannes Glück,
Den sein Haar, so rühmlich grau geworden,
Höher stellt, als Band und Orden.

An Balbinen.

Wer, in der Grazien Geleit,
Der Schönheit Tempel nicht entweiht,
Darf nie den Blick der Göttin scheuen;
Darf einst auf ihren Fest=Altar,
Auch noch mit grau geword'nem Haar,
Den frommen Weihrauch streuen.

Es ist nicht gut, der Poet im Dorfe zu seyn:

So pflegte mein Freund Pfeffel zu sagen, wenn er mich über einem Gelegenheitsgedichte antraf, oder selbst um ein solches ersucht wurde, und oft habe ich in einem mißmüthigen Augenblick es ihm nachgesagt. Indeß gilt dieses Sprichwort, wie die meisten andern, nicht ohne Ausnahme.

Freylich geräth derjenige, der einmal im Rufe steht, daß er Verse macht, in manche Verlegenheit. Viele nämlich glauben im Ernst, was Malherbe, hoffentlich nur im Scherze, behauptet haben soll: Daß ein guter Dichter dem Staate nicht nöthiger sey, als ein vortrefflicher Kegelspieler: Darum fordern sie von demselben,

daß er wenigstens, um doch etwas zu liefern, seinen Ort, und die Gegend umher mit den nöthigen Hochzeit- und Trauergedichten, Glückwünschen an vornehme Gönner u. s. w. versorge. Diese Forderung finden sie um so billiger, weil, ihrer Meinung nach, ein Poet, als Sänger von Profeßion, immer ein Lied anstimmen kann, wenn er nur will; und da ihnen von der Möglichkeit, die Poesie herabzuwürdigen, nichts ahndet, so machen sie unter den Veranlaßungen keinen Unterschied. Dem Dichter soll es gleichgültig seyn, was der zu besingende für ein Mann ist. Genug, daß er ein Menschengesicht und einen christlichen Namen hat! Zuweilen scheint ihnen gar ein unbedeutendes Zusammentreffen der Umstände, das höchstens im gesellschaftlichen Gespräche interessirt, den reichsten Stoff zur Begeisterung darzubieten. Da tritt einer mit zuversichtlicher Miene in mein Zimmer: „Denken Sie nur! meine Schwester und meine Schwägerin sind heute, ungefähr zu gleicher Zeit, niedergekommen; jede hat einen Sohn, beyde Kinder

werden miteinander getauft, und man giebt ihnen einerley Namen. Das ist doch eine herrliche Gelegenheit für einen Dichter! Man darf nur.... Warum lachen sie"? Weil sich dergleichen wohl in Reime bringen läßt, aber kein Gedicht daraus wird. — Der gute Mann erstaunt, bezweifelt mein poetisches Talent, und geht mißvergnügt weg.

Ein andrer, der mich in voller Arbeit antrifft, beginnt mit einer Menge von Entschuldigungen. Er ist weit entfernt, mir einen Theil meiner kostbaren Zeit rauben zu wollen, und bittet deswegen nur um wenige Verse. Auch dieser begreift es nicht, wenn ich ihm sage, daß in den wenigen Versen, wo nicht ein neuer Gedanke, doch eine neue Wendung seyn muß, die man, bey alltäglichen Gegenständen, bey Gratulationen, Condolenzen u. dergl., oft lange vergebens sucht, und daß ein Paar Zeilen mir schon eben so viele Mühe gekostet haben, als ein ganzes Lied. Meine

Antwort beleidigt ihn. Eine so kleine Gefälligkeit, denkt er, sollte man niemanden abschlagen.

Einige wollen mir es noch bequemer machen. Sie begehren nicht nur etwas Kurzes; sondern es braucht auch, wie sie sich ausdrücken, nichts Besonderes zu seyn. Was bleibt mir da übrig, als sie an den ersten besten Reimer zu verweisen, mit der Versicherung, daß ich mir niemals erlaubt habe, wissentlich etwas Schlechtes zu Papier zu bringen.

Manche hingegen sind so bescheiden nicht; sondern verlangen die Ausführung ihrer eignen seltsamen Ideen, und muthen einem zu, was sich nur ein bezahlter Gelegenheitsdichter, oder ein Schildmahler gefallen läßt, welcher Letztere allerdings mahlen muß, was jeder ihm vorschreibt; dem Schuster einen gekrönten Löwen, der stehend mit den Vorderklauen einen Stiefel hält; und dem Perückenmacher eine aus den Wolken hervorgehende Hand mit einem Freisierkamm, und darunter eine mödische Damen-Perücke. Mit dergleichen Kunden verliere ich nicht viele Worte;

auch gehen sie gemeiniglich für immer von mir ab.

Unter den vielen Bitten um ein kleines Musengeschenk sind einige so freundlich, so dringend, daß mir wiederum die Weigerung in der Seele weh thut, selbst dann, wenn Leute voll gutherziger Einfalt mich um etwas ansprechen, das sonst eben nicht von mir gefordert wird.

Das Schlimmste ist, daß, wenn man zuweilen dem Wunsche derer, die eines Gedichtes bedürfen, Gehör giebt, und allen Fleiß anwendet, sie zu befriedigen, man dennoch selten ihren Erwartungen Genüge thut. Mehrentheils dünkt sie das, was man ihnen liefert, zu einfach. So ersuchte mich einst eine Dame, im Namen ihrer Familie, um eine Grabschrift auf ihre verstorbene Mutter, die vorzüglich wegen der ungemeinen Anhänglichkeit ihrer vielen Kinder und Enkel an sie bekannt war. Dieser Umstand zeichnete sie vor allen ihren Mitbürgerinnen aus. Ich schlug deßwegen die wenigen Worte vor: Sie entschlief, wie sie gelebt hatte, in den Armen ihrer

Kinder. Meine Freunde wünschten mir zu dem Gedanken Glück; nicht so die Anverwandten der Vorstorbnen. Ihnen war, für eine so reiche, angesehene Frau, die Inschrift zu ärmlich; daher wandten sie sich an einen Andern, welcher die Wohlthätigkeit der Seligen, nebst ihren übrigen Tugenden, in allgemeinen Ausdrücken, ohne irgend etwas individuelles, lobpreisen mußte.

So groß aber diese Unannehmlichkeiten sind, so läßt sich doch, nach Art der alten Akademiker, auf der andern Seite wieder mit eben so triftigen Gründen darthun, daß es sein Gutes hat, wenn man der Poet im Dorfe ist.

Wie manchen kann man durch ein Paar Verse glücklich machen; wie viele, die der Poesie abgeneigt waren, ihr gewinnen, indem man, vermittelst derselben, ihnen bey dieser oder jener Gelegenheit Vergnügen verschaft! Nicht selten bewirbt einem die Gabe Lieder zu dichten den Eintritt in den Zirkel schätzbarer Menschen, um an ihren häuslichen Festen Theil zu nehmen, diese vielleicht zu veredeln, und Empfindungen zu we-

cken, durch welche das Familien=Band von neuem geheiligt und enger geknüpft wird. Immer noch denke ich mit Rührung an die silberne Hochzeit, bey der ich zugegen war. Blühende Söhne und Töchter, zwölf an der Zahl, saßen zur rechten und zur linken Hand ihrer Aeltern, mit anderen Befreundeten, geschmückt um die glänzende Tafel herum. Wo man hinblickte, war Reichthum und Pracht. Auf einmal ertönten im Nebenzimmer musikalische Instrumente, die ein, nach einer Kirchenmelodie von mir verfertigtes, von den Tischgenossen zu singendes Lied ankündigten. Der Gesang begann mit den Worten:

„Du, dessen Arm uns beugen,
Und uns erhöhen kann,
Wir rufen dich zum Zeugen
Von unsern Freuden an;
Wo Menschen dir lobsingen,
Ist Tempel und Altar:
Nimm unsern Dank! wir bringen
Ihn dir mit Thränen dar.“

Schon am Schlusse dieser ersten Strophe waren Alle tief bewegt; Andacht herrschte im ganzen Saal. Die zweyte sangen sie mit zitternder Stimme; in der dritten, bey den Versen:

„Daß unser Gut und Habe
Kein Fluch, kein Winseln drückt,"

war kein Auge mehr trocken; die meisten Stimmen schwiegen, und am Ende stürzten die Kinder weinend in die Arme der weinenden Aeltern. Muß mir nicht, bis auf den heutigen Tag, die Stunde gesegnet seyn, die mich zu jenem Liede begeisterte?

Was ich, selbst mitten im Gedränge der Geschäfte nie verweigere, ist eine Grabschrift, wenn sie anders nicht zum Prunke dienen, sondern ein bleibendes Denkmal zärtlicher Verehrung seyn soll. Die Pflicht, die mich zu einem so frommen Werke antreibt, ist mir noch unverletzlicher geworden, seitdem eine, über den Verlust ihres Kindes trauernde, Mutter mich, aus einer Ent-

fernung von hundert Meilen, um wenige Worte bitten ließ, das geliebte Grab damit zu bezeichnen, und hinzusetzte, daß dieses der einzige Trost wäre, den sie noch auf Erden hoffte.

Ich verachte die Muse, die, nachdem sie gescherzt, und Freudenlieder gesungen hat, nicht trösten will. Noch dazu ist das, was man auf einen Grabstein schreibt, für mehrere geschrieben, die des Trostes bedürftig und seiner werth sind. Wie oft kommt eine gute Seele dahin, der es wohlthut, daß an dem ernsten Orte, wo Tod und Verwesung sie umgiebt, ein freundlicher Genius in der Inschrift mit ihr redet!

Wenn Horaz den Beruf des Dichters in das gehörige Licht stellen will, so rechnet er unter die Verdienste desselben, daß die bey den Römern üblichen Chöre der Knaben und Mädchen aus seiner Hand die Gebethe und Lieder empfingen, mit denen sie an öffentlichen Festen die Götter versöhnten *). In der That kenne ich keinen

*) Horat. Epist. L. v. 132. sqq.

rühmlichern Gebrauch der Dichtkunst, als ihre Anwendung bey irgend einem Volksfeste. Wie mancherley Anlaß giebt nicht eine solche Feyerlichkeit, Bürger-Tugend, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Regenten ohne Sclaven-Geist, Gefühl für National-Ehre, und Gefallen am Guten und Schönen rege zu machen! An Freudentagen werden die Gemüther am leichtesten gestimmt. Gern war ich deswegen an solchen Tagen meinen biedern Mitbürgern bey der Ausschmückung ihrer Ehrenpforten, Pyramiden u. s. w. behülflich, und wenn die Stadt ein Fest begieng, so feyerten es fast immer meine Gesänge mit.

Die Erinnerung an diese bleibt mir theuer, weil sie mit dem Bewußtseyn verbunden ist, daß, obwohl ich dergleichen Werke für ephemerisch ansah, ich dennoch, um mein den Musen gethanes Gelübde nicht zu brechen, eben so vielen Fleiß darauf wendete, als wenn sie mich überleben sollten. Insonderheit beruhigt es mich, daß ich, bey keiner politischen Veränderung, in keinem

Lobgedicht auf den Fürsten den Landes, im eigentlichen Verstande gedichtet, sondern selbst auf die Gefahr hin, weniger patriotisch zu scheinen, die Wahrheit über Alles heilig gehalten habe; weswegen ich, in dieser Hinsicht, aus den erwähnten Gesängen keine Zeile wegwünschen darf.

Außer dem höheren Genuße, welcher mir durch meine Bereitwilligkeit, bey Gelegenheiten zu singen, zu Theil wurde, gab es oft belustigende Auftritte für mich, wenn Leute aus verschiedenen Classen ihre verschiedenen Anliegen, jeder nach seiner Art, vorbrachten.

Der Vater eines junges Menschen, der einem Prälaten als Koch diente, glaubte, sein Sohn könnte sich dem gnädigen Herrn durch nichts besser empfehlen, als durch einige Verse auf dessen Namensfest, und diese würde niemand kräftiger machen, als ich. Mir fielen gleich die cœnæ pontificum des Horaz und die bekannte Stelle des Boileau ein:

„La déesse, en entrant, qui voit la nappe mise,
Admire un si bel ordre, et reconnoit l'église" *).

Wirklich wär' ich in der Laune gewesen, mich in die Devotion eines Klosterkochs zu versetzen; aber ich hatte den Prälaten nie gesehen, und wußte nicht, wie er den Spaß aufnehmen würde.

Nicht so gemüthlich war es mir, einem Pastetenbäcker zu willfahren, der einen Reim brauchte, um eine Namenstagpastete damit auszustaffiren. Hingegen that es mir leid, ein Paar hübsche Bürgerstöchter unbefriedigt von mir lassen, die mit etwas schwerem Herzem und verschämten Blicke sich mir näherten, obgleich eben dieser Blick mit einer gewissen Schlauheit zu verstehen gab, daß man einem Mädchen nicht leicht eine Bitte abschlüge. Sie wollten, nach hiesiger Gewohnheit, eine Braut-Kutsche mit einem rosenfarbnen Bande aufhalten, und dazu hatten sie einen Spruch in Versen nöthig. Aber

*) Im Lutrin.

die Zeit war zu kurz, und die aufzuhaltende Braut mir völlig fremd. Ich konnte daher nicht urtheilen, in wie fern sie mit dem rosenfarbnen Bande sich in Verbindung bringen liefe.

Naiver noch als diese, brachte mir ein anderes Frauenzimmer, das, gleich ihnen, dabey auf seine schönen Augen rechnete, einen Gruß von seinen Aeltern, bestellte bey mir ein Gedicht, als wenn sie von einer Putzmacherinn ein Kopfzeug verlangte, und bestimmte den Tag, wenn es fertig seyn müßte. Ich versprach es, und hielt Wort.

Viele, die nichts von meiner Arbeit begehrten, fragten mich wenigstens wegen der ihrigen um Rath. Eines Tages, als ein talentvolles Fräulein mit einem selbstverfertigten Räthsel zu mir gekommen war, und wir beysammen saßen, um eine Kleinigkeit darin zu ändern, wurde angeklopft. Es war ein Maurermeister. So wie er die Thür öffnete, fielen seine Augen auf das ihm unbekannte Fräulein. Er lachte gar drollig sie an, und sagte: „Ich merke schon, warum

sie da sind! Ich habe auch so etwas zusammengestoppelt, das ich dem Herrn zeigen möchte, damit er, was nicht recht ist, verbesserte." — Das Zusammengestoppelte war eine Rede, welche bey der Gelegenheit gesprochen werden sollte, da die Maurer in eine neue Herberge zogen, und ihre Zunftfahne dahin trugen. Ich las sie. Es wurden, wie gewöhnlich, die berühmtesten Gebäude, vom Thurm zu Babel bis auf Salomons Tempel, und von ihm bis auf unsre Zeiten, angeführt. Ich fragte, was er für Zuhörer hätte? Lauter Maurer, gab er zur Antwort. Nun, so ist an der Rede nichts auszusetzen, sagte ich; sie ist jedem verständlich, und gereicht der Profeßion zur Ehre. Mein Redner dankte, und verließ mich, äusserst vergnügt über meinen Beyfall.

Auch bey diesen Auftritten wußte ich das Vertrauen meiner guten Mitbürger zu schätzen. Möge nur mein zunehmendes Alter mir vergönnen, meiner Muse noch dann und wann einen Gesang abzulocken, der ihnen Freude macht!

Gnome.

So viel man auch von Neuheit spricht,
Hält man die alte Treue
Doch noch, in Prosa und Gedicht,
Für besser, als die neue.

An meinen Arzt, den Herrn Hofrath Ecker *).

Ist keine Rettung denn zu finden?
Auf Erden und im Himmel nicht?
Soll, wo das kleinste Dämmerlicht
Dem irrenden, verlaßnen Blinden
Auf rauher, fremder Bahn gebricht,
Ihm, nah und fern, kein Laut verkünden,
Daß hoch auf Bergen, tief in Gründen
Mitleidig manches Herz noch schlägt?
Umsonst! durch fin'stre Wüsteneyen

*) Dem ich durch meinen Sohn einen Kupferstich übersandte, auf welchem Belisarius seinen sterbenden Führer, einen Knaben, trägt, um dessen Fuß eine Schlange sich gewickelt hat.

Fortwankend unter Dornen, trägt
Der Greis auf mattem Arm den treuen
Gefährten, in der öden Welt
Sein Alles! Eine Schlange hält
Des Lieblings theuren Fuß umwunden.
O wehe, weh! Der Knabe neigt
Das fromme Haupt; die Stimme schweigt,
Die süßen Trost in bangen Stunden
Und neuen Muth dem Dulder gab.
Nun wird mit seinem Pilgerstab
Allein er wandern — Ach! die Hülle
Des Freundes fordert noch ein Grab
Von ihm, in dieser Todesstille,
In dieser Nacht. — Laß weilen hier
Mich, o du Armer, um mit dir,
Wo Klüfte schauernd dich umringen,
Zu klagen, Thränen dir zu bringen.
Dann aber laß den Klaggesang
Verstummen, und mit lautem Dank
Den Blick zum Himmel mich erheben!
Des Sohnes Wange seh' ich blüh'n;

Noch drück' ich an den Busen ihn,
Den Einzigen, an dessen Leben
Mein Leben hängt. — Es öffnet zwar
Dies Auge sich dem Morgenschimmer!
Auf meinem Wege boten immer
Sich lustige Gefilde dar,
Und unter Seelen, treu und wahr,
Ist grau geworden dieses Haar.
Doch, von dem Einzigen geschieden,
Was wäre Sonnenstrahl hienieden
Für mich? Da rauschte mir kein Bach;
Es tönten, Flur und Hain zu wecken,
Nicht mehr der Lerche Lieder — Ach!
Wie schien, mit allen seinen Schrecken,
Mir einst der Augenblick so nah!
Hinwelken sah ich ihn, ich sah
Mit Todesblässe sich bedecken
Die liebe, freundliche Gestalt,
Mir lächelnd noch — voll Jubel wallt
Dies Herz dem Retter nun entgegen.
O, bey des Pulses letzten Schlägen

Sey mein Gebet des Freundes Lohn!
Es theile weinend dann mein Sohn
Mit ihm den väterlichen Segen!

An eben denselben, nach einem Gespräch über den Tod.

Ja, Freund, der dürre Knochenmann,
Der, eh' ihn Lessing exilirte,
Das Leichen-Carmen stattlich zierte,
Ward längst zum Engel mir; ich kann
Ihm scharf und fest ins Auge sehen,
Die Hand ihm bieten, mit ihm gehen,
Wohin der Edeln mir voran
So mancher gieng. Wie sollt' ich zagen
Als Greis, den letzten Schritt zu wagen,
Den oft mit unerschrocknem Muth,
In seiner Jugend schönsten Tagen,
Ein zartes, holdes Mädchen thut?
Was der Natur im Schooße ruht,

Was sie am mütterlichsten hegt,
Das Schwächste, wenn sein Stündchen schlägt,
Muß los sich von dem Leben ringen.
Der Vogel, der mit Hüpfen, Singen,
Sein täglich Brod so leicht erwirbt,
Auch er verstummt; in seine Schwingen
Hüllt er sich ein, und wankt und stirbt!

Des Sterbens kurzer Augenblick
Stört mir, o Freund, das heut'ge Glück
Nicht mehr, als jenem kleinen Sänger;
Indessen ist und bleibt es wahr:
Hat man sein zehntes Stufenjahr
Gezählt, so bleibt man gern noch länger,
Um fortzuzählen. Zwar entweicht
Der Muth, wenn erst die Wange bleicht;
Allein Gewohnheit knüpfet enger
Das Band, das uns hienieden hält;
Dem Alten macht sie diese Welt
Zur süßen Heimath; hier gefällt,
Und wär' es noch so schlecht gezimmert;

Sein Häuschen ihm; die Wohnung dort,
So freundlich sie das Grab umschimmert,
Ist fremdes Land; den Alten kümmert,
Was Trennung heißt; kein Abschiedswort
Läßt je sein dunkelnd Auge trocknen;
Umsonst, daß jede Blüth' ihm dorrt,
Daß alle Freuden-Quellen stocken!
Dem Herzen, dem so wenig blieb,
Wird das Gebliebne doppelt lieb.

Auch mir, obschon am nahen Grabe
Die wartenden Cypressen wehn,
Ist noch das Plätzchen Erde schön,
Wo mich, bey meiner armen Habe,
Was jeder Tag, was jede Zeit,
Und selbst der rauhe Winter beut,
Durch kindlichen Genuß erfreut.
Denn nie hab ich beym Lebens-Mahle
Geschwelgt, des Geistes Mark verzehrt;
Auch ward der reinern Wollust Schale
Nicht bis zur Sättigung geleert:
Drum schmerzt es mich, von hier zu scheiden!

Wohl schwing' ich oft mich zu den Freuden
Der unsichtbaren Welt empor;
Schon winken mir, im sel'gen Chor,
Die Lieben, einst mit tausend Zähren
Von mir beweint; in lichtern Sphären
Umarmt von Schlosser, neben Gleim
Und Pfeffel, fühl' ich mich daheim;
Und doch vermag der hohe Traum,
Voll Paradieses-Wonne, kaum
Den stillen Seufzer abzuwehren:
„Mein erstes Vaterland, der Stern
Dort unten, wie so klein, so fern!
O könnt' ich zur entschwundnen Flur
Zurück, auf Augenblicke nur,
In Stunden zarter Sehnsucht kehren,
Begrüßen dann mein niedres Dach,
Die Gattin wiedersehn, und, Ach!
Des Sohns geliebte Stimme hören!"

Du lächelst Freund, und nennst mich schwach?
Ich fürchte nicht, dir zu gestehen,

Was menschlich ist. Nur feiges Flehen,
Entehrt den Mann; ich harre still
Dem Tode jeden Tag entgegen;
Da, wo sie mich zur Ruhe legen,
Kommt auch herab im Mayenregen,
Im Windeswehn, der Gottheit Segen;
Kann aber Dein getreues Pflegen
Dem Lämpchen, das erlöschen will,
Die matte Flamme noch erhalten,
So nimm den Dank des frohen Alten!
Ich weiß, wenn ferner mir der Hain
Nicht flüstert zum Gesang der Leyer,
Wenn, schweigend, ew'ge Nacht den Schleyer
Verbreitet über mein Gebein,
Dann wird im Angedenken theuer
Noch dieser Händedruck Dir seyn.

An das Freyburger Wochenblatt.

Am 1. Januar 1810.

Soll ich den jährlichen Tribut
Dir auch im Alter noch entrichten?
Mit weissem Haar und kälterm Blut
Läßt sich's — Du weißt es allzugut —
Zwar Verse machen, doch nicht dichten.
Das schlimmste ist, daß Du für Stadt
Und Land, für Laien und für Kenner,
Ein neues Lied am ersten Jänner
Begehrst, weil sonst ein Wochenblatt,
Jahr aus Jahr ein, nichts neues hat.
Da wird versteigert, liquidirt,
Verordnet und republizirt,

Ein Vagabund signalisirt,
Und, wer entläuft, des Lands verwiesen;
Vielleicht ein Zahnarzt angepriesen;
Das Wetter pünktlich revidirt,
Ob es getrübt war oder heiter;
Man tauft, begräbt, und kopuliert,
Und hinten nach zu hoher Gunst
Empfehlen sich, mit ihrer Kunst,
Seiltänzer, Sänger, Springer, Reiter,
Putzmacherinnen und so weiter.
So stellest Du, getreu und wahr
Uns diese Welt im Kleinen dar,
Wo Jeglicher sein Wesen treibt,
Und alles doch beym Alten bleibt.
Wer aber liest, will Neues lesen,
Und Neues schreiben muß, wer schreibt;
Da träumt man sich, was nie gewesen,
Noch seyn kann, was den Geist bethört,
Was nie ein sterblich Ohr gehört,
Und wir, im Nebel nur gesehen,
Vor lauter Neuheit nicht verstehen.

Deßwegen lob' ich mir die Zeit,
Als, gern in der Vergangenheit
Noch lebend, voll Genügsamkeit,
Man sich des Langbesessnen freute,
Nicht ohne Noth das Haus erneute,
Das manche Wonne, manches Leid
Und mancher Segensspruch geweiht;
Wo, an des Vaters letzte Lehren
Still mahnend, noch in steten Ehren
Sein Lehnstuhl an geliebter Wand,
Gekrönt mit seinem Bilde, stand. —
Die Glücklichen! Sie hatten länger
An jeder Freude, knüpften enger
Der Liebe schönes, heil'ges Band,
Und horchten, der Natur verwandt,
Auf süße Töne. Wohl dem Sänger,
Wenn er den Weg zum Herzen fand;
Denn unverändert blieb die Weise;
Was einst im jugendlichen Kreise
Der Knabe lernte, sang der Mann;
Noch stimmten es dem frohen Greise,
Auf sein Gebot, die Enkel an.

Allein dieß Lob vergangner Zeiten
Wozu? Soll, an des Liedes statt,
Du weit umher geles'nes Blatt,
Es Dich ins neue Jahr begleiten?
Altväterisch heißt ein Gedicht,
Das nicht mit fremden Zungen spricht,
Das ein gemeiner Menschensinn
Zu deuten sich erkühnt, worinn
Der Geist mit Fledermäuse-Schwingen
Nicht auf zur Burg der Eule fliegt,
Aus dunkeln Fernen uns zu bringen,
Was, ungesucht, vor Augen liegt.

Doch, hast Du Muth, in unsern Tagen
Mit meinen Reimen, wie sie sind,
Hinaus dich in die Welt zu wagen:
So lächle Mann und Weib und Kind
Treuherzig an in großen Häusern;
Im weiten duftenden Gemach,
Und wo das Stübchen unterm Dach
Ein Bund von auserles'nen Meistern,

Erwärmt. Vor allen nahe dich
Den Trauernden. Es tönet heute
So vielen, ach! das Festgeläute,
Wie Sterbeglocken, schauerlich:
O klage leis' an ihrer Seite!

Dann bitt' in Einfalt das erneute,
Vom Winter noch bestürmte Jahr
Um seinen Segen, wenn im Haar
Der Lenz die erste Blüthe trägt;
Daß, von des Friedens Hand gepflegt,
Sein Haupt der Obstbaum mild erhebe,
Und ihre süße Frucht die Rebe
Dem Reichen und dem Armen gebe.
Und endlich sage zum Beschluß
Den Bessern, welche sich nicht schämen,
Vom Himmel etwas anzunehmen,
Ein altes deutsches: Gott zum Gruß!

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.

Mag immerhin der Freudenlose,
Der gern im einsamen Winkel sitzt,
Und, bitter lachend, die Feder spitzt,
Mag er, in Versen oder Prose,
Weil nichts vor seiner Laune schützt,
Weil er nicht achtet des Zarten und Schönen,
Das Weib, und den Bund der Liebe verhöhnen!
Nicht minder ist und bleibt es wahr,
Daß, ehe man noch zu Epigrammen
Die Reime fand im ersten Jahr
Der Welt, die Vögel schon beysammen
Im Laube saßen, Paar und Paar.
Es paarten sich, im Thal, auf der Höhe,

Die weidenden Schafe, die hüpfenden Rehe!
Die Bäum' und Blumen hielten sogar
Ihr Hochzeitfest, als sie, zu zweyen —
Denn Einzelnes konnte nicht gedeihen —
Der Erde Mutterschooß gebahr.
Deswegen sah der erste Mann,
Allein im Paradiese noch hausend,
Mit schwerem Herzen jene tausend
Und tausend glückliche Pärchen an!
Die wogende Palme, die spiegelnden Quellen
Vermochten ihm nicht den Blick zu erhellen;
Auch hatt' er an rauschenden Wasserfällen,
Wie an der Nachtigallen Klage,
Sich müde gehört; er gieng, und sann
Bis er, an einem der heitersten Tage,
Vor langer Weile zu schlafen begann.

Von Düften der Balsamstaud' umflossen,
Vom kühlenden Cederwipfel umwallt,
Lag er; kaum waren die Augen geschlossen,
Als ihm die lieblichste Gestalt

Der Träume schönster entgegen brachte,
Die jetzt, indem er seufzend erwachte,
Lebendig ihm zur Seite saß.
Voll süßen Staunens, im Uebermaaß
Der Wonne, mangelt ihm Wort und Ton!
Indeß bedarf es nicht der Frage:
Wer bist du? Beyde kennen sich schon
Am gleichen, vollen Herzensschlage.

Zum Unglück währte, wie leider es noch
Geschieht, die Flitterwoche nicht lange;
Der Apfelbaum, die geschwätzige Schlange,
Das unerfahrne Weibchen — jedoch,
Aus seiner lustigen Heimath getrieben
Ins Dornenfeld zu saurer Müh',
Ertrug der Mann es, am Arm seiner Lieben,
Und wäre wahrlich ohne sie
Kein Stündchen länger in Eden geblieben.
Wie sollt' er auch? Den Waller im Hain
Beseligen nicht die Blüthen allein.
Weit eher, als ohne Liebesverein

Gebietender Herr der Schöpfung seyn,
Will ich ein trautes Geschöpf umfassen,
Und mich ein wenig meistern lassen.

Zwar küssen in steter Einigkeit
Sich nur die Turteltauben im Neste;
Ist unsre Wirthschaft gleich die beste,
Sind nie die liebenden Herzen entzweyt,
So fordern stolze Männlichkeit
Und Weibersinn, durch Blick und Rede,
Sich dann und wann zur häuslichen Fehde;
Willkommen aber sey der Streit,
Der frische Reize dem Leben leiht!
Eintönig, zum alltäglichen Liede,
So sehr man ihn preist, wird ewiger Friede.
Nur der Versöhnung Kuß erneut
Die sterbenden Freuden — Wie leicht verzeiht,
Wer gern am Busen der Einzigen ruht,
Dem treuen Geschlecht, dem holden und schwachen!
Es weiß, den kleinsten Fehler gut
Durch tausend gefällige Dienste zu machen.

Drum glücklich, wenn der Morgen uns lacht,
Und glücklich, in sternenleerer Nacht,
Auf ödem Weg, in lockenden Gründen,
Wenn Jugend unsern Muth erhöht,
Von allen Hügeln Begeisterung weht,
Und wenn dem Greise die Kräfte schwinden,
Im Dorfe glücklich und in der Stadt,
Wer ein geliebtes Weibchen hat!

Als le Franc de Pompignan die Klagelieder des Jeremias übersetzt hatte.

Nach dem Französischen des Voltaire.

Es drückte Manchen schon des Lebens harte Bürde;
Wie Jeremias hat doch Keiner noch geweint;
Er prophezeyte, wie es scheint,
Daß Pompignan ihn übersetzen würde.

Der Namenstag.

An den Herrn Geheimenrath von Ittner, bevollmächtigten Minister in Schweiz.

Freyburg, den 26. April 1810.

Warum, mein Verehrungswürdiger, mußten Sie am 23. d. uns fehlen? Nicht nur meine Familie, sondern der ganze Zirkel meiner hiesigen Freunde und Freundinnen feyerte, wie gewöhnlich, meinen Namenstag, und gern hätten wir Sie, mit Ihrer frohen Laune, in unsrer Mitte gehabt. Auch wäre dann zu den übrigen Gaben, die ich empfing, noch ein Lateinisches oder Griechisches Distichon hinzugekommen. Es war für mich und die Meinigen wieder ein schöner Tag, und von neuem freute michs, daß ich seit meinem

Aufenthalt in Freyburg im Besitz eines Namenstages bin, da ich zuvor, wie es in vielen Ländern üblich ist, nur einen Geburtstag hatte. Freylich ist dieser wichtiger, als jener, weil man seinen Namen nicht eher erhält, bis man geboren ist, und nur die Philosophen dann und wann einem Ding eine Benennung geben, das sich weder im Himmel noch auf Erden findet, auch wohl niemals finden wird. Indessen bleibt die Namensfeyer eine löbliche Sitte, selbst für diejenigen, die, gleich mir, keinem Heiligen als Namenspatron sich anbefehlen können, oder denen ihr Patron so wenig seyn kann, als mir mein Namensverwandter, der muthige Ritter St. Georg; denn, ob ich gleich in meiner Jugend den besten Willen gehabt hätte, so wie er, ein hübsches Mädchen zu befreyen, so weiß ich doch nicht, wie der Kampf mit dem Lindwurm ausgefallen wäre. Unmöglich kann uns der Name gleichgültig seyn, bey welchem wir, in den frühesten Jahren, von Aeltern, Geschwistern und Gespielen genannt wurden; diesen Laut, den wir,

mit den Worten Vater und Mutter, zuerst von andern unterscheiden lernten. Noch in spätern Jahren tönet in ihm etwas von der Liebe und Freude, des Mitleids und der Warnung, womit die treuen Gefährten unsrer Kindheit ihn aussprachen; und nicht selten weckt er dieses oder jenes süße Andenken auf, das im Dunkel der Vergangenheit schlummert. Wenn Einige deswegen lieber die Geburts= als Namenstage gefeyert wissen wollen, weil erstere den Wenigsten ausser der Familie bekannt sind, folglich auf den häuslichen Kreis sich einschränken; an den letzteren aber Viele Theil nehmen, mit denen man in keiner genauen Verbindung steht; so bin ich nicht dieser Meinung. Ich betrachte die Besuche bey dergleichen Gelegenheiten, sobald sie nicht steifes Hof=Ceremoniel sind, wie die Terminalien der alten Römer, da die Gränz=Nachbarn zusammen kamen, und man, nebst den größern Streitigkeiten, die geringern Zwiste beylegte, zuweilen auch geheimen Groll besänftigte. Giebt es doch im menschlichen Leben der kleinen Mißverständnisse,

der unwillkührlichen Beleidigungen, der Anläße zu falschem Argwohn so viel; und wie manches schon ist, an Freuden- und Ehrentagen, durch eine wohlwollende Miene, durch eine dargereichte Hand, in ein milderes Licht gestellt, ausgesöhnt, in Vergessenheit gebracht worden. Oft sogar scheint eine bloße Glückwünschungskarte, mit rothen Herzen bezeichnet, einem freundlich zuzulächeln, und zu sagen: Laß uns wieder Freunde seyn! — Aber ist es nicht, als wollte ich durch ein Programm über Namenstage Ihnen den meinigen, der vorüber ist, hinten noch ankündigen? Genug also, der Tag wurde gefeyert, so herrlich gefeyert, daß er mir oft in der Erinnerung von neuem aufgehen, und, wenn eine trübe Stunde naht, sie durch einen Wiederschein erhellen wird.

Gleich beym Erwachen ahndeten mir die Freuden, die mir bevorstuhnden. Als ich in das Wohnzimmer trat, fand ich die ersten Geschenke, zu denen meine Frau einige Töpfe mit Aurickeln gestellt hatte, weil diese, wegen ihrer anspruch-

losen Schönheit, mir vor andern lieb sind. Zugleich zeigte sie mir etwas zum Morgen=Anzuge für mich, und rühmte selbst die uneigennützige Sorgfalt, mir der sie darauf bedacht wäre, daß, wenn junge Damen in der Früh mich besuchten, ich auf die gefälligste Art vor ihnen erscheinen könnte. Wirklich war eine Dame zugegen, die mir eine köstliche Urne von Krystall anbot, voll der seltensten Blumen, so mahlerisch geordnet, als hätte sie dabey die, wegen ihrer Kränze so berühmte, Athenienserinn, Glycere, zur Rathgeberinn gehabt.

Mein Sohn zog mich durch sein Geschenk aus einer sonderbaren Verlegenheit. Mein grünes Käppchen, das mich so oft zu Ihnen nach Heitersheim begleite, als noch die, jetzt niedergerissenen, Acacien vor Ihrer Thür mich bewillkommten, noch die prächtige Pappel stand, und zum Frühstück uns rauschte; dieses Käppchen fieng an, vor Alter schwarz zu werden; und dennoch mocht' ich es, weil es so lange mir gedient, so vieles mit mir erlebt, verschiedene Reisen mit mir gemacht,

nicht verabschieden. Mein Sohn bat mich, ein neues von ihm anzunehmen, welches von der Liebe seine Weihe bekam, und in dem ersten Augenblicke, da es aus seiner Hand in die meinige übergieng, mir theuer war.

Nun folgte ein Geschenk dem andern. Zum blühenden Rosenstocke gesellte sich der goldne Lack, und der Blumensträuße wurden so viele gebracht, daß es das Ansehen hatte, als wären die Gärten um Freyburg leer gepflückt worden, damit sich mein Zimmer in einen Garten verwandelte.

Selbst die Armuth spendete einige Blumen zur Gabe, welche, wie Sie leicht errathen, nicht weniger in Ehren gehalten wurden, und neben den kostbarsten ihren Platz erhielten.

Verschiedene dieser Geschenke hatten schriftliche Beylagen, die ihren Werth verdoppelten. So der Auerhahn, mit dem mich mein Freund Schnetzler überraschte, die krystallene Theebüchse meines guten, treuen Arztes, und andere. Die Gedichte der beyden erstern — denn Eckers

Antwort.

Mit seltenem Erstaunen sahn,
Gewöhnt an Einfalt, unerfahren,
Des kleinen Herdes kleine Laren
Das Wunderthier den Auerhahn
In seiner Riesengröße nahn.
Wohl hörten sie den Haushahn krähen;
Und kommt ein Feyertag, so drehen
Am Spieße Taub' und Ente sich;
Allein noch nie besuchte mich,
Herab von unsers Feldbergs Höhen
Der stolze Vogel, dort gehegt,
Den man, um Feste zu begehen,
Auf der Magnaten Tafel trägt.
So pflegt, mit treu besorgten Händen,

Die Freundschaft öfter mir zu spenden,
Was mir das Glück nicht zugedacht;
Was ich, genügsam, gern den Reichen
Gegönnt, was aber doch, als Zeichen
Der Liebe, frohe Stunden macht.

II.

Bontekoe *) hielt vor hundert vierzig Jahren dem chinesischen Theestrauch eine ärztliche Lobrede; ihm war der Blätter lieblich duftender Aufguß, den auch Du liebst, eine Panacee. Eine Panacee, tränke man auch nach Bontekoe zwey hundert Tassen in einem Tage, ist der Thee wahrlich nicht; und doch wünschte ich so sehnlich, eine Panacee für Dich zu finden. Darum sey diese krystallene Büchse, mit Thee gefüllt, ein Symbol der zärtlichsten Sorgfalt, mit der ich jedes Uebel, das einst Pandorens Büchse entstürzte, von Dir scheuchen möchte; leer sey sie ein Symbol jener, in der die Hoffnung zurückblieb, die Hoffnung, Dich heiter und froh an diesem Tage nach einem Jahrzehend wieder zu umarmen.

Ecker.

---

*) Ein berühmter Arzt, von Geburt ein Holländer.

Antwort.

Dient gleich der Balsamreiche Thee
Den Kranken nicht zur Panacee;
So lindert er doch manches Weh,
Hat manchen Kummer schon gestillt,
Und mir den Busen oft erfüllt
Mit seligen Begeisterungen.
Oft sang ich nach, was Kienlong*) gesungen;
Es rührte mich des Liedes Lieblichkeit,
Das Baggesen der Staude China's weiht**).
Darum, o Freund, ist mir dein Feyer=
Geschenk auch ohne Sinnbild theuer;
Als Sinnbild aber wirds zum heil'gen Pfande mir;

*) Der letztverstorbene chinesische Kaiser, welcher ein Lobgedicht auf den Thee verfertigte.

**) Man s. das schöne Theelied dieses Dichters.

Denn eingegeben hat es treue Liebe Dir.
Was kümmert mich der ganze Troß
Von tausendfachen Erdenplagen,
Den, in der Unschuld goldnen Tagen,
Pandorens Büchse noch verschloß?
Du wirst ihn weg von meinem Lager scheuchen,
Und, will die Hoffnung selber weichen,
Als Labsal, tröstend, mir den letzten Becher
reichen.

III.

An den 23. April 1810 *).

Sey mir in deinem Blüthenkleide
Wie ein ersehnter Freund gegrüßt,
Den in des Herzens stiller Freude
Der Freund umschließt!

Du bietest mir die schönste Gabe,
Die Sterblichen der Himmel beut,
Die mich geleiten soll zum Grabe,
Entzogenheit.

---

*) Der Dichter hatte gerade an diesem Tage seine Stelle als Regierungsrath niedergelegt, um künftig seine Zeit zwischen der Landwirthschaft und seinen Lieblingsstudien zu theilen.

Zwar ist mein Jugendtraum geendet,
Und mancher Hoffnung Knospe fiel;
Doch, froh der Zukunft zugewendet,
Steh' ich am Ziel.

Hat gleich das Ideal gelogen;
Mir blieb ein besseres Gefühl.
Hat mich ein Gaukelspiel betrogen;
Mir ward doch viel.

Mir ward aus deiner Schönheit Fülle,
Natur, der reichlichste Gewinn;
Für Recht und Wahrheit reiner Wille,
Und fester Sinn.

Mir ist ein Genius begegnet;
Ein vom Geschick erflehter Freund;
Der Stunden beßte sey gesegnet,
Die uns vereint!

Es war mein Geist in Nacht versunken,
Und meines Daseyns Hälfte schlief,
Bis er den heil'gen Götterfunken
Ins Leben rief.

Das Erstgebohrne meiner Lieder,
Das meiner Wünsche Streit entschied,
War ihm geweiht; einst tön' ihm wieder
Mein letztes Lied.

v. Neven.

Antwort.

Als Rath, mit einem Amtsgesicht,
Collegialiter am langen Tische sitzen,
Sich selbst mehr, als dem Staate nützen,
Und, wenns an eigner Kraft gebricht,
Gemächlich sich auf Andre stützen:
Wer das gelernt hat, weicht von seiner Stelle nicht.
Wen aber stündlich das Gewicht
Des Mitregierens drückt, weil lauter seine Pflicht,
Als tausend fremde Stimme, spricht;
Wem, jedes heil'ge Recht zu schützen,
Sein Herz gebeut, der trauert oft, und schwebt
In Zweifeln, ob sein ernster Wille
Wohl je das hohe Ziel erstrebt.
Vielleicht auch denkt er in der Stille,

Mißmüthig, dem Beatus ille
Des Flaccus nach, und legt, o Freund, wie Du,
Die Acten weg, die Störer seiner Ruh.
Ein ländlich Dach soll ihm der Freuden Fülle
Gewähren; schon vergißt er im gepriesnen Thal
Den stattlichen Regierungssaal.

Wird seinen Tagen hier das Glück die Kränze
winden,
Die er gehofft? wird in umbüschten Gründen
Nicht, bey dem Quellgemurmel, bey dem Spiel
Des Morgenwinds, ein höheres Gefühl
Erwachen, Rechnung von ihm fodern,
Und auf von neuem so das Feuer lodern,
Das den, für Menschenwohl besorgten, edeln Geist
Unwiderstehlich fort zu Müh und Arbeit reißt?
Kann ihm sein Feld, sein Meierhof genügen?
Du weißt: Ein Leben, Thatenlos,
Pflegt, in der Ruhe weichem Schooß,
Uns mit uns selber zu entzweyen;
Von Wunsch zu Wünschen irren wir — doch nein!

Du folgtest nicht dem Ruf in Flur und Hain,
Um ohne Zwang im Schatten da zu liegen,
Des Anblicks froh, wenn Deine Stiere pflügen,
Die Schaafe weiden, und die Blüthen niederschneyn.
Du wirst, o Freund, im innigsten Verein
Mit der Natur, geschäftig seyn,
Was Kunst und Fleiß vermag, vom Boden zu erringen;
Nicht aber seinen Ueberfluß,
Nicht den Gewinn, den Trift und Forst und Garten bringen,
Hingeben eitelm Prunk und üppigem Genuß.
Der Hungrige wird Deine Garben
Zu seinem Troste binden sehn,
Und Hoffnung denen, welche darben,
Von Deinen Obstbeladnen Bäumen wehn.
Oft auch, wenn Du der Nachbarn Saat
Umwandelst, geht ein Sohn des Kummers Dir entgegen;
Du hilfst ihm auch durch treuen Rath,
Und in Dein Schlafgemach begleitet Dich sein Segen.

Vor allem, Freund! ist zu erwägen,
Daß Dich in Amt und Pflicht die Muse nahm,
Die lächelnd schon zu Deiner Wiege kam.
Will sie mit ihrem Günstling sprechen,
So wählt sie Wies' und Wald, die Einsamkeit an Bächen;
Den Lorbeer legt sie nie auf einen Actenstoß.
Sie winkt Dir; säume nicht! preiswürdig ist das Loos
Des Sängers; seine Leyer kann
Beseligen den Biedermann,
Das Letzte Deiner Lieder wird,
Wenn Freundschaft längst um meinen Hügel irrt,
Noch meinem Schatten lieblich tönen.

Das Alter.

Es lobt der Sänger der Natur
Die herbstlich reich begabte Flur,
Gleich den beblümten Wiesen;
Warum denn wird der Frühlingszeit
Des Lebens nur ein Lied geweiht,
Das Alter nie gepriesen?

Wer, jugendlich, bey Spiel und Kuß,
Sein Herz für künftigen Genuß
Bewahrte; wer im Frieden,
Weil Reue nicht in ihm sich regt,
Sein graues Haar mit Ehren trägt,
Ist dem kein Glück beschieden?

Im Stillen wünschet er und hofft,
Da in des Jünglings Busen oft
Ein wildes Feuer lodert:
Ihm weht der West, ihm blüht der Strauch,
Ihm lächeln holde Mädchen auch,
Weil er nichts weiter fodert.

Zwar flieht die Liebe weggewandt;
Allein es schmückt der Freundschaft Hand
Mit Epheu seine Scheitel.
Was ihm geblieben, macht ihn froh;
Und wenn ihm Vieles gleich entfloh,
Nennt er nicht Alles eitel.

So blinket ihm der Freude Quell
Im Rebensaft nicht minder hell,
Als jungen, raschen Zechern;
Vergangner Stunden Wonne steigt,
Obwohl zum Rundgesang er schweigt,
Für ihn aus vollen Bechern.

Bedächtlich schreitet er, und weilt,
Wo Jugend nur vorüber eilt
Und flücht'ge Lust erneuet;
Wie, wenns umher voll Rosen steht,
Das Wiesenblümchen man verschmäht,
Doch später sein sich freuet.

Wohl bringt das Alter Sorg' und Leid;
Nicht aber ohne Süßigkeit
Sind leiser Wehmuth Klagen;
Denn wer belauschet nicht von fern
Der Vögel Elegien gern,
An leicht umwölkten Tagen?

Sollt auch, als Greis, der weisre Mann
Im Glockenschlage dann und wann
Sein letztes Stündlein hören;
Er hört es ohne Weh und Ach!
Ein Hinblick auf sein Schlafgemach,
Kann der die Freude stören?

Schon gieng er oft zur Ruhe da,
Und legte sanft sein Haupt, und sah
Die Sonne wieder lachen,
Sah wieder Gattin, Sohn und Freund;
Einst wird mit ihnen er vereint
Zum schönern Licht erwachen.

Der kleine Savoyard *).

Am letzten December 1810.

Dinte! Dinte! das Jahr ist vorbey!
Mit dem neuen wird Vieles neu;
Aber Dinte, Papier und Feder
Braucht, nach alter Gewohnheit, ein jeder.
Mehr geschrieben als gedacht,
Hat schon Manchen zu Ehren gebracht.
Kaufet! der erste Jänner ist nah.
Dinta, Dinta, Dintalata!

---

*) Welcher öfters im Jahr unsre Stadt besucht, und seine Stimme in allen Gassen hören läßt.

Kaufet, kaufet! Im alten Jahr
Both' ich gute, frische Waar;
Schwarz ist meine Dinte geblieben,
Wurde gleich vieles umsonst geschrieben.
Manches Recipe, manches Projekt,
Manche Grille ward ausgeheckt,
Und von Allem ist wenig mehr da.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Dennoch ist des Schreibens kein End;
Eheverlöbniß und Testament,
Akten und Liebesbriefchen die Menge,
Predigten, Küchenzettel, Gesänge,
Kommen und gehn, und keins hat Bestand;
So mit den Schatten an der Wand
Spielt die laterna magica.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Schattenspiel, Alles! Drum, wer kann,
Sehe mit leichtem Herzen es an!
Immer das Fäßchen auf dem Rücken,
Laß' ich keine Sorge mich drücken,

Und versinge die böse Zeit.
Wenn im Winter es stürmt und schneyt,
Habt ihr Ball und Opera;
Ich, mein Dinta, Dintalata!

Kaufet, kaufet, mein Fäßchen ist voll;
Jeglicher schreibe damit, wie er soll!
Ohne Wunder und ohne Finte
Wandeln oft in Wein ihre Dinte
Vogt und Verwalter, Richter und Rath,
Doktor und Autor und Advokat,
Wirth und Krämer et cætera.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Freude noch jedem Federkiel!
Mög' es der Trauerbriefe nicht viel,
Mehr der Gevatterbriefe geben!
Mögen in Kraft und vollem Leben
Eure Knäblein wachsen heran,
Und mit meiner Dinte dann
Fröhlich mahlen ihr erstes A!
Dinta, Dinta, Dintalata!

Tischlied.

Am 4. November 1810.

Hohlt Eichenlaub, zu schmücken hier
Den alten Fest-Pokal!
Denn Deutsche Männer laden wir
Zum frohen Deutschen Mahl.

Der Wackre nur soll Zeuge seyn,
Wie uns die Wange glüht,
Soll kosten unsern Deutschen Wein,
Mitsingen unser Lied.

Hinweg, wer schüchtern um sich schaut,
Nicht frey sein Angesicht
Erheben darf, sobald man laut
Vom Vaterlande spricht!

Und, wenn der Höfe Schmeichelkunst
Mehr ist, als Deutscher Sinn,
Wer den verkauft um Herrengunst,
Um schändlichen Gewinn,

Weil er, was Menschen kann erhöh'n,
Nach Ehrenstellen mißt,
Und, selber oben an zu stehn,
Des Volkes Schmach vergißt!

Nicht so der Deutsche Mann! Er tritt
Hervor mit Wort und That;
Ihm dünket jeder bange Schritt
Der Kleinmuth ein Verrath.

Sein Herz bleibt hohen Muthes voll,
Droht ihm der Mächt'ge gleich;
Er schweigt nicht, wenn er reden soll,
Nicht um ein Königreich.

Hinblickend auf sein Vaterland,
An dem er nie verzagt,
Harrt er, bis, himmelab gesandt,
Ein beßrer Morgen tagt.

Und sagen wirds: Drum schmücken wir
Den alten Fest-Pokal,
Und laden Deutsche Männer hier
Zum frohen Deutschen Mahl.

Neujahrswünsche.

I.

An den Herausgeber eines Wochenblatts, dessen Gattinn sich in gesegneten Umständen befand.

Es wolle für dein Wochenblatt,
Und was dich sonst zum Autor hat,
Schon sichtbar oder noch verborgen,
Der Himmel treulich sorgen!

II.

An den Herrn Kommenthur von *** der sich, als Dilettant, mit der Mahlerey beschäftigt *).

Mahl' unserm lieben Ittner heut,
Als Symbolum der bösen Zeit,
Sein Lieblingsthier, und schreibe dann
Darunter: Wohl ist dem auf Erden,
Der das vom Glück erhalten kann,
Zu stoßen nicht, und nicht gestoßen zu werden!

---

*) M. s. des Herrn von Ittner Vertheidigung der Böcke, in dem Taschenbuch: Iris für 1807.

III.

An den Freyherrn von *** welcher eine große Schäferey hat.

Wohin man blickt, ist Schererey,
Und Keinem ist behaglich dabey:
Drum lob ich den, der, ruhig und frey,
Statt fremde Wolle zu begehren,
Als guter Nachbar wohnt auf seiner Meyerey,
Und sich begnügt, die eignen Schafe zu scheren.

Das Familienfest.

Im Juny 1811.

Noch rüsten sich zu Fuß und Roß
Vereinte Kriegesheere;
Noch führt man tödtendes Geschoß
Durch blutgefärbte Meere;
Die Küste bebt, es zagt die Stadt;
Doch ruft uns jedes Zeitungsblatt,
Aus Osten und aus Westen,
Zu neuen Freudenfesten.

Da steigt, von Lampen ohne Zahl
Erhellt, als Werk der Feen,
Vor uns empor ein Wundersaal,
Wo Balsamdüfte wehen;

Da winkt der Künste Zauberstab
Bekränzte Genien herab;
Lautjauchzend steht die Menge,
Und huldigt dem Gepränge.

Wenn aber Ueppigkeit und Pracht
Sich einen Tempel schaffen,
Der nur von Größe zeugt und Macht,
Um den noch Klang der Waffen
Ertönt, dann weicht die Freude bald,
Die, fern vom Sitze der Gewalt,
Im engern Kreise wohnet,
Und guten Herzen lohnet.

Sie herbergt unter unserm Dach;
Hier darf, mit Wappenschilden
Und Ehrensäulen kein Gemach
Sich diplomatisch bilden;
Die Freude heiligt unser Fest;
Nicht Cadiz und nicht Bucharest,
Nicht Kampf, noch Siegesbeute,
Stöhrt uns den Frieden heute.

Für uns durchsegeln nicht den Welt
Hohnsprechende Fregatten;
Hier ladet unsre kleine Welt
Uns in der Bäume Schatten;
Die Kirsche reift, der Weinstock blüht;
Hell schlägt der Fink sein Morgenlied,
Den Kummer abzuwehren,
Zum Säuseln junger Aehren.

Die Wolke zwar, die sich der Saat,
Um freundlich sie zu decken,
In heisser Mittagsstunde naht,
Kann uns am Abend schrecken;
Verderben bricht aus ihr hervor;
Doch wieder singt des Waldes Chor,
Wenn Sturm und Donner schweigen,
Auf frisch getränkten Zweigen.

So tobt des Krieges Donner auch;
So wird sein Laut verhallen,
Und einst des Friedens linder Hauch
Um jede Flagge wallen.

Dann aber schmücken unser Haus
Nicht glänzende Trophäen aus;
Die Freude soll im Stillen
Uns nur den Becher füllen.

An meinen Vater, bey Ueberreichung einiger Flaschen alten Rheinweins *).

Gaben der Flora, Dir von Grazienhänden gespendet,
Priesest Du oft; aber nie sangst Du zur Leyer dem Gott,
Der die Priester Apolls, durch seine süßen Geschenke,
Mit Begeisterung füllt, Vater Lyäus, ein Lied:
Darum sendet durch mich er alten Rheinwein Dir heute,
Daß die Saiten du auch lassest ertönen von ihm.

Fritz Jacobi.

---

*) Erster poetischer Versuch.

Antwort.

Wohl ist, wenn durch die Rebenlaube
Sie lachend blinkt, die Purpurtraube
Den Musen werth. Zum öftern hat
Lyäus, an des Phöbus statt,
Den Jüngling angehaucht: Dann sieht,
Was nur Geweihte sehn, der Zecher,
Lernt Melodie vom Klang der Becher,
Wird kühn, und singt sein erstes Lied!

Mein erstes sang ich nicht zur Ehre
Des Gottes, der die lauten Chöre
Der tanzenden Mänaden führt;
Mich hat sein Thyrsus nicht berührt.
Von selbst, im zartsten Alter, keimte
Mir in der Brust ein süßer Hang

Zu Liedern; aber, was ich reimte,
Gab Einfalt nur und frommer Dank,
Den guten Vater zu erfreuen,
Mir unter Kinderspielen ein.
Auch später war es nicht der Wein,
Wenn in die Rund' er festlich schäumte,
Und Frohsinn hoch den Becher hob,
Der mich begeisterte. Sein Lob
Gefiel mir zwar von weisen Dichtern;
Allein die weisern schwiegen bald,
Verdrängt von einem Schwarm, der, nüchtern,
Des Most-Erfinders Allgewalt
An Wasserquellen pries: Da flohn,
Anstatt die Sänger anzustaunen,
Vor ihres Liedes heiserm Ton
Bachant und Satyr, Nymphen, Faunen,
Und Trinker wendeten voll Hohn
Sich weg. Die Wonneleeren Saiten
Der Alltagsharfen mußten ruhn;
Ein beßrer Päan tönte nun
Von neuem. Sollt' ich ihn begleiten?

Wer darf es, wenn die Jugend wich?
Die Muse selber warnte mich;
Denn schon geziemten meinem Haar
Nicht Epheukränze mehr, schon war
Die Zeit der Orgien vorüber;
Und jetzt? — Was forderst du, mein Lieber?
Woher zum Dithyramben-Schwung
Die glühende Begeisterung?
Wem, nach erloschnem Feuer, matt
Die letzten Dichterfunken glimmen,
Der schweige beym Pokal! Er hat
Kein Recht, sein Evan! anzustimmen.

Soll, minder rasch, mein Lied vielleicht
Sich auf des Scherzes Flügeln heben?
Die Freude muß es dann beleben,
Die lächelnd uns die Flasche reicht.
Sie sah der Greis Anakreon
Begeisternd um sein Barbiton
Und um die vollen Kelche schweben;
Nicht so, wem Hippokrat befahl,

Den Göttertrank, bey jedem Mahl
In kleinen Bechern abzumessen!
Gesanglust, seliges Vergessen
Kann ihm kein Rebensaft verleihn.

Drum laß mich Deinen alten Wein
Im Stillen kosten, fröhlich seyn,
Und, doppelt mir den Muth zu stärken,
Auf deines Liedes Töne merken.
Wie war nicht meinem Vaterohr
Einst, aus der Wiege selbst hervor,
Dein lallender Gesang so theuer!
Als Jüngling singst du nun zur Leyer,
Und es entflammte, so wie mir,
Den Dichtergeist nicht Bachus Dir.
Wie mich, in längst verlebten Tagen,
So hieß ein frömmeres Gefühl
Auf nie versuchtem Saitenspiel
Auch dich die ersten Griffe wagen.
Im heil'gen Hain, am Festaltar,
Gab eine Muse dir die Weihe,

Zu preisen laut, und immerdar,
Was schön und löblich ist und wahr,
Und spät noch auf die Leyer hin
Den Blick zu werfen ohne Reue.
Des Weisen Lob sey dein Gewinn!
Nur das ersinge Dir, und freue
Dich, wenn der Sonne milder Schein
Die Traube färbt am deutschen Rhein!
Sieh, mit den Biedern im Verein,
Die Becher brüderlich sich füllen,
Und denke, daß um Deinetwillen
Mir jeder Weinstock Wonne bringt!
Wo blühend sich die Rebe schlingt,
Da sprech' ich über sie den Segen,
Weil auf des Lebens rauhen Wegen
Sie Dich erquicken soll. Für Dich
Heb' ich das Aug' empor, und flehe,
Daß wenn vielleicht in Kurzem ich
Hinüber zu den Vätern gehe,
Der Rebe Laub Dir friedlich wehe,
Vor Dir der volle Becher stehe.

Und dann — mir werde dieser Lohn,
Weil ich den Menschen Freude singe,
Ein Lied, doch ohne Klageton,
Ein treues Wort von Dir, mein Sohn,
In meine Ruhestätte dringe!

Grabschrift, unter einem Aschenkrug, über welchem ein Schmetterling fliegt.

Auf seine Raupenhülle sieht,
Wenn ihn die Morgensonn' umglüht,
Der neue Schmetterling herab,
Wie ein Verklärter auf sein Grab.

Trauerlied, bey der nächtlichen Todtenfeyer des Großherzogs Carl Friedrich von Baden, gesungen im beleuchteten Münster zu Freyburg.

Zu euch, ihr heil'gen Hallen,
Zu euch flieht banger Schmerz;
Hier klagt er, Thränen fallen,
Und Trost erfüllt das Herz.

Hier, unter Weihrauchdüften,
Hebt Glaube sich empor,
Geht Leben aus den Grüften,
Aus Nächten Glanz hervor.

In reinen lichten Höhen
Läßt Tempel und Altar
Uns ihn verherrlicht sehen
Der unser Vater war.

Zu euch, ihr heil'gen Hallen,
Zu euch flieht banger Schmerz:
Wir klagen, Thränen fallen,
Und Trost erfüllt das Herz.

Carl Friedrich hört die Klagen,
Will selbst den Enkel weih'n,
Und Geisterstimmen sagen:
Auch Er wird Vater seyn!

Wie vor des Richters Throne,
Der Fürstenthaten wägt,
Die unbefleckte Krone
Carl Friedrich niederlegt:

So schwört den frommen Ahnen
Ihr Erbe, Liebevoll,
Daß ihn die Krone mahnen
An Menschenrechte soll.

Carl Friedrich hört uns klagen,
Will selbst den Enkel weih'n,
Und Geisterstimmen sagen:
Auch Er wird Vater seyn!

Beylage zum Titelkupfer der Iris 1813, auf welchem der Gottesacker zu Freyburg abgebildet ist, mit der Unterschrift:

Hier, unter den Schlafenden Gottes, ruht mein Sohn, mein einziger.

Freyburg, den 2. September 1812.

Ein Schriftsteller, der mehrere Jahre mit eben denselben Lesern sich unterhält, wird immer bekannter mit ihnen, und es knüpfet sich nach und nach zwischen ihm und denen, die ihn am beßten verstehen, ein engeres Band. Insonderheit geschieht dieses, wenn er es wahrhaftig gut mit ihnen meint, und nicht nur für seine Werke ihren Beyfall zu gewinnen, sondern auch sich Freunde unter ihnen zu machen wünscht. Mir ist ein solches Glück geworden. Ich habe mit

den Lesern meines Taschenbuches jederzeit frey aus dem Herzen herausgesprochen; mich ihnen gezeigt, wie ich war; selbst kein Bedenken getragen, dann und wann meinen Gesprächen mit ihnen kleine Scenen aus meinem häuslichen Leben einzumischen, weil ich unbefangen glaubte, daß wenigstens einige an meiner Freude, wie an meiner Trauer, Theil nehmen würden. Sie haben es gethan, haben manches meiner Familienfeste willig mitgefeyert, und die dabey angestimmten Lieder in ihren Zirkeln nachgesungen. So lächelten sie mein Knäblein an, das auf dem Arm seiner Mutter, zum Mond aufblickend, ihn haschen wollte, oder auf dem Schaukelpferde mit kindischem Jubel die Geißel schwang *). Ungerechtes Mißtrauen wär' es also, den gutmüthigen Lesern jetzt, da ich meinen Liebling in der vollen Blüthe seines Lebens verlor, meine Gefühle zu verschweigen. Und wie könnt' ich es, da meine

*) M. s. Taschenb. v. Jacobi ꝛc. für 1775. und 1796.

Iris zum ersten Male, nur von liebreichen Gehülfen ausgestattet, ohne Gabe von mir selbst, erscheint, und ich dieserwegen mich rechtfertigen muß? Uebrigens hat er, um den ich traure, wohl einige ihm gewidmete Blätter in einem Werke verdient, zu dessen Fortsetzung ich so oft, wenn Alter und körperliche Leiden mich niederdrückten, durch ihn von neuem begeistert und gestärkt wurde.

Man gönne mir den Trost, ihm öffentlich dieses Zeugniß zu geben; ihm, mit der Kinderseele im Jünglingsalter, die sich rein erhielt, bis an sein Ende, und mit der Wahrhaftigkeit in allem Reden und Thun, welche mich oft an den jungen Hirten des Mungo Park *) erinnerte, vor dem, als man ihn verwundet heim trug, seine trostlose Mutter hergieng, und einmal über das andere, die Hände zusammenschlagend, ausrief: Nie hat er gelogen, nein nie!

Warum sollte ich läugnen, daß wenn in den

*) M. s. dessen Reisen im Innern von Afrika.

unglücklichen Tagen, da mein Einziger noch an meiner Seite saß, ich, wie einst Lycon, der Vater des Autolycus, wäre gefragt worden: Worauf ich am mehrsten stolz wäre? ich, wie jener, geantwortet hätte: Auf meinen Sohn. Auch bin ich gewiß, dieser hätte dann, gleich dem Autolycus, sich erröthend zu mir hingeneigt, und den Anwesenden und mir selbst das Geständniß abgelockt: Ich sey der reichste unter den Sterblichen *).

Da nur zu Viele mit mir einen ähnlichen Verlust bejammern, so muß ich für diejenigen, denen die alles besänftigende Zeit bis jetzt kein tröstliches Wort in die Seele flüsterte, das Bekenntniß hinzuthun, daß ich immer noch reicher, als tausend Andre bin, weil die Glückseligkeit, einen Sohn, wie der meinige war, gehabt zu haben, mit den bittersten Thränen nicht zu theuer erkauft wird.

Allerdings fühlte ich in dem schrecklichen Au=

*) M. s. Xenophons Gastmahl.

genblick, als ich den letzten Kuß auf seine sterbende Wange und auf die Hand drückte, die, durch keine unedle That jemals entehrt, nur zu meiner Freude geschäftig gewesen war, allerdings fühlte ich in dem Augenblicke mein Daseyn, wie vernichtet. Schwer lag die Gegenwart auf mir, und Vergangenheit und Zukunft bothen keinen Trost. Aber noch hatte man den Entschlummerten nicht an den Ort der Ruhe gebracht, da fiengen schon, in mancher einzelnen stilleren Minute, wohlthätige Thränen an zu fließen.

Die ersten dieser Thränen verdankte ich keinem tröstenden Zuspruche, der für tief Leidende fast immer nur leerer Schall ist; sondern der innigen Liebe meiner Freunde, welche mich schweigend in ihre Arme schlossen, mit zarter Schonung meine Wunde bluten ließen, und so lange mir sorgsam nachgiengen, bis ich zu mir selbst sagen mußte: Ist gleich die Erde für dich zur Wüste geworden, so giebt es doch noch Herzen auf ihr, die dich suchen, und denen du nicht entfliehen darfst.

Zu diesem mächtigen Troste gesellte sich die

allgemeine Trauer um den, seinem Geburtsorte so früh entzogenen, jungen Mitbürger. Nicht allein die Akademiker, unter denen er, liebend und geliebt, gewandelt hatte, gaben dem Entseelten die rührendsten Beweise von ungeheuchelter Achtung und treuer Anhänglichkeit; auch die übrigen Einwohner dieser guten Stadt nannten wehmüthig seinen Namen, weil sie mit dem Verewigten so viele der schönsten Hoffnungen dahin gewelkt sahen. Unsere Nachbarinnen wetteiferten mit einander, ihm Kränze zu flechten, die man klagend in seinen Sarg legte, mit denen man sein Leichentuch schmückte und sein Grab. Todesstille, als man ihn hinaustrug, in allen Straßen durch welche der Zug gieng, machte das Begräbniß zu einem der feyerlichsten, deren man sich erinnerte. O, der Seufzer und Thränen genug wurden ihm nachgesandt, und einstimmig wiederhohlten seine Lehrer das Lob, das, in den Hörsälen öffentlich ausgesprochen, seinen Eifer so oft entflammt hätte.

Mein Sohn war empfindlich gegen das Lob,

wie jeder edle Jüngling, obwohl er bereits im kindlichen Alter auf das unverdiente mit Verachtung herabsah, auch wohl ernstlich darüber zürnte. Er wollte seyn, wofür er gehalten wurde, strebte nach Vortrefflichkeit, und war desto rastloser, je mehr es ihm einleuchtete, wie schwer es sey, zu dieser Vortrefflichkeit zu gelangen.

Nothwendig mußte, nachdem er oft bey seinem mühevollen Tagewerke mich gedauert hatte, mein Schmerz Erleichterung finden in dem schönen Lohn, der ihm, ungeachtet seiner unvollendeten Arbeiten, zu Theil ward. Ihm vergolten sah ich nun jede, seiner Wißbegier aufgeopferte, Feyerstunde, jede Jugendfreude, willig dahin gegeben für höheren Genuß; denn der Ruhm, dessen Kranz ihm noch nicht gebühren konnte, wand um sein kurzes Leben wenigstens einen, zur Nacheiferung winkenden, Lorbeerzweig.

So gestand der römische Senat dem, in der Blüthe seiner Jahre verstorbnen, Cottius eine Bildsäule zu, wenn gleich dessen frühe Jugend erst in der Folge Thaten, einer so großen Ehre

würdig, von ihm hoffen ließ. Aber man wollte, wie der jüngere Plinius sich ausdrückt, dem Vater für seine tiefe, schmerzende Wunde ein kräftiges Linderungsmittel bereiten *). Innigst bewegt, las ich einst mit meinem Sohne diese Stelle des Plinius, ohne zu ahnden, daß mir selbst künftig ein solcher Trost vonnöthen seyn würde!

Allmählich begann auch das, was im Anfang die Qualen der Sehnsucht mir vermehrt hatte, meinem Herzen wohlzuthun. Die Sehnsucht verwandelte sich in ein zärtliches Verlangen, und nun konnte ich die Augen auf den mir so theuern Andenken ruhen lassen, die mich noch wirklich umringen, und meinen Liebling mir vergegenwärtigen. Jene Zeichnungen von seiner Hand, jene, durch ausdauernden Fleiß hervorgebrachten Oehlgemählde, von den ersten Versuchen an bis zu denen, die sich den Beyfall der Kenner erwarben, und die Landschaft dort, noch öde, noch ohne

*) Lib. II. Epist. 7.

Andeutung irgend eines lebenden Geschöpfes in ihr, weil er, bevor sie geendigt war, den Pinsel auf immer niederlegen mußte; mir aber eben darum ein desto heiligeres Denkmal — und jenes von ihm selbst gepflanzte, zur hohen Staude empor gewachsene, Geranium, und das Feigenbäumchen, dessen Anblick ihn an seinem letzten Tage noch erquickte. — O wie vieles, das von dem Hingeschiedenen mir übrig blieb! Jedes seh' ich an der Stelle, wo ich es neben ihm sah; denn ich folgte meinem Herzen, und verwechselte die Wohnung, in der ich mein Liebstes verlor, mit keiner andern. Auch blieb in dieser alles unverändert. Noch hängt in dem Schlafzimmer meines Sohnes, wo er jetzt seinen letzten Hauslehrer und vertrautesten Freund zum Nachfolger hat, über seinem Kopfkissen der sterbende Lavater; aber kein Vogelgesang wecket den Schlummernden mehr. Nicht mehr kann ich neben seinem Bette sitzen, und in Tagen der Krankheit seiner pflegen. Viele Thränen des Schmerzens wurden da geweint, und viele der Freude bey seiner Ge-

nesung. Indeß gieng keine von solchen Stunden des Jämmers und der Wonne für mich verloren. Oefter noch seh ich sie, diese im rosenfarbnen Schleyer, jene im Trauergewande vorüberschweben, sämmtlich von der Liebe geführt, und sämmtlich mir willkommen.

Selbst dann, wenn in einer finstern Minute mich ein Schauder ergreifen will, wenn ich weg von dem weichen, ehemals so treulich gehüteten, Lager des Lieblings nach dem engen, dunkeln Kämmerlein blicke, wo er jetzt verlassen, den Vater- und Mutterarmen entrissen, da liegt, selbst dann gelingt es mir, durch Erhebung des Geistes, oder durch Aufschwung der Phantasie, welche sonst die Schrecknisse des Grabes leicht vergrößert, jenen Schauder zu überwältigen. Bald umtönet mich, wie von Engelsstimmen begleitet, des frommen Sängers hohes Lied, dem Allgegenwärtigen geweiht *). Bald schaue ich mit deutschem Biedersinn umher, und

*) M. s. Klopstocks Oden.

sehe das unter dem Zeitendrang seufzende Vaterland; nähere mich dann wieder dem Hügel, der meinen Verewigten deckt, und sage: Wohl dir, daß sie dich so tief hinabsenkten! Schlummre fort in kühler Erde, in der unverletzlichen Freystätte, die vor jeder Knechtschaft dich sichert, weil sie allein dem Machtspruche der Gewaltigen kein Gehör giebt! Auf diesem Boden, den die Sonne bestrahlt, hättest du ihn nicht gefunden, hättest oft, ein Fremdling unter deinen Genossen, einsam wandeln müßen, ohne dich anzuschmiegen an eine, für Recht und Freyheit glühende Brust, wie die deinige.

Was mir nicht wenig hierbey zu Hülfe kommt, ist die anmuthige Lage des hiesigen Gottesackers, der, die Kreuze auf den Grabhügeln ausgenommen, nichts von seiner traurigen Bestimmung verräth. Unweit der Stadt und einer mit Pappeln besetzten Landstraße, von Gärten mit Fruchttragenden Bäumen umringt, scheint er weniger, die Todten aufnehmen, als die Lebenden einladen zu wollen. In einer klei-

nen Entfernung zeigt sich der Schloßberg, den unsre unermüdeten Bürger immer mehr zum Weinberge umschaffen, und an dessen Fuße reiche Kornfelder und ergiebige Matten sich ausdehnen.

Auf dem Gottesacker selbst wohnt der Aufseher desselben in einem mit Reben umflochtenen Hause, und das Rauschen eines einfachen Brunnens vermehrt die Annehmlichkeit des Ganzen.

Hier nun ist die Ruhestätte meines Unvergeßlichen, wenige Schritte von einem seiner ehemaligen Gespielen, dem Sohne meines Arztes und Freundes, welchem sein Vater ein Grabmal von schwarzem Marmor gesetzt hatt, mit der Inschrift:

„Ihr, die ihr ein geliebtes Kind,
Ein einziges, beweint, kommt, unsern Schmerz zu lesen!
Ihr wißt allein, was wir gewesen,
Und was wir sind."

Diese Inschrift wurde von mir für meinen Freund gedichtet. Ach, wenn ich zu jener Zeit

vorausgesehen hätte, neben welcher Gruft ich sie einst wieder lesen würde!

Eine der ersten Sorgen meiner Gattin, nach der Beerdigung unsers Entschlafenen, war, sein Grab auf das freundlichste auszuschmücken. Das Kreuz auf demselben ist mit Rosenbüschen umgeben. Zum Haupte steigt eine Sonnenblume von außerordentlicher Größe empor, weil sie zu den Lieblingsblumen meines Sohns gehörte. Zu den Füßen grünt eine Thränenweide, als Sinnbild unserer Trauer, so wie die benachbarte Cypresse, und die Mitte des Hügels ist mit blauen Glockenblumen bepflanzt. Die Sonnenblume sieht man häufig von Bienen besucht, die zugleich an dem Brunnentroge nicht weit davon sich erfrischen.

Bey dem Grünen und Blühen auf seiner Gruft denke ich gern an ein Tischgespräch mit meinem Sohn zurück, in welchem vom Einbalsamiren der Todten, vom Begraben und Verwesen die Rede war. „Balsamirt", sagte er, „möcht' ich nicht seyn; da würd' ich aus aller Verbindung mit der lebenden Natur gesetzt. Lieber will

ich mit ihr fortwirken, den Boden begrasen helfen, den Pflanzen und Blumen Nahrung geben, daß sie wachsen und gedeihen, und Wohlgeruch verbreiten, daß die Biene kommt und Honig aus ihnen sammelt. So darf ich nicht müßig bleiben, indeß alles um mich her in voller Regsamkeit ist." Diese heitre Ansicht, und die eben so heitre Miene, womit er sprach, machten einen tröstlichen Eindruck auf mich, und sind mir noch tröstlicher jetzt, da seine liebe Gestalt schon der Hügel deckt, unter welchem er zu Asche werden soll.

Das Traurige, was sonst ein Begräbnißort zu haben pflegt, wird von dem unsrigen insonderheit dadurch entfernt, daß ein Fußpfad über denselben nach einem in der Nähe gelegenen Dorfe, zu Gärten, Feldern und Reben führt. Da eilen früh Morgens Gärtner und Ackerleute zu ihrer Arbeit, und kehren Abends, ihre Geräthschaft auf der Schulter, heim. Viele ruhen hier, wo künftig ein längerer Feyerabend sie erwartet.

Diese Schilderung sey denjenigen Lesern ge-

weiht, denen die Beschreibung meiner Wohnung kein unwillkommenes Geschenk war *).

Zu ihnen habe ich oft mit Vertrauen mein nasses Auge hingewandt, als mein Köstlichstes mir genommen war, als ich die gegenwärtigen Gefühle mit den frühern, insonderheit mit dem Frohsinn verglich, der zu jener Beschreibung mich aufforderte. Ihnen gedachte ich auch meine Klaggesänge an der geliebten Gruft zu wiedmen; aber heut' — an eben dem Tage, an welchem ich vor zwey und siebenzig Jahren die Augen zum ersten Mahl öffnete — sind es zwölf Monate, daß Er, der bis dahin auf dem sauern Wege durchs Alter mit kindlicher Treue mich begleitet hatte, sterbend die seinigen schloß; und noch gestattet mir der Schmerz kein Trauerlied. Wenn auch meine Einbildungskraft in den heftigsten Krämpfen mich aufrecht erhielt, so kehrte doch der von mir gewichene Dichtergeist nicht zurück.

---

*) In dem Taschenbuch Iris für 1809.

Ach! im Gefolge so vieler thränenvollen Stunden, nur Eine noch von jenen, die vormals auf den Flügeln der Morgen- oder Abendröthe zu mir herabschwebten, da meine Gefühle von selbst zu Melodieen wurden, und in der Ferne tönten, und manches Herz mir gewannen, dessen Mitgefühl mich beseligt hat zur guten und bösen Zeit! Tage des Trostes sind mir geworden. Selbst die Freude besuchte jüngst wieder mein Haus, das, von der Liebe neu geweiht, mich plötzlich neben jedem Nachtstücke des Scheidens ein lachendes Bild des Wiederfindens erblicken ließ. War es nicht, als verklärte sich die ganze Wohnung in dem Augenblick, in welchem du, der erste Gespiele meiner Kindheit, der mir angeborne, unzertrennliche Gefährte meines Lebens, diese Schwelle betratest? Lange von mir ersehnt, kamst du zu dem gebeugten Greise, der keinen Sohn mehr an sein Herz zu drücken hat; und dein Bruderkuß und die treuen Umarmungen der Schwestern bekräftigten mich in dem Glauben an unsterbliche Liebe. — Ach! nur eine Stunde der

Begeisterung noch, daß ich, voll jenes Glaubens, an dem Grabe meines Entschlafenen und Verherrlichten, ein letztes Lied singe, da, wo die Thränenweide sich trauernd zur Erde neigt, und die Sonnenblume zuversichtlich ihr Haupt erhebt, sich zu erquicken an dem erwärmenden Strahl, der sie einst aus dem Staube so glänzend hervorgehen ließ!

A. Hauffman.
Feb. 1824.

J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

Achter Band.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1822.

Leben

Joh. Georg Jacobi's.

Von

einem seiner Freunde.

— nec turpem senectam
Degere, nec citharâ carentem.
Horat. L. I. Od. 21.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1822.

Vorrede.

Ueber seine Lebensumstände hinterließ der verewigte Dichter Johann Georg Jacobi keine schriftlichen Nachrichten. Nur einige kurze Noten sagte er einmal einem seiner Schüler in die Feder. Weiter gehen diese nicht, als bis zu seinen akademischen Studien in Göttingen. Bey diesem Zeitpunkte brach er ab, war auch keineswegs mehr zu bewegen, die Fortsetzung zu geben, sondern sagte verdrüßig: „Das Uebrige wisse „man ja ohnehin.“

Nach seinem Hintritte blieb es der Wunsch seiner Wittwe und einiger seiner Freunde, daß dem so allgemein geliebten und geehrten Dichter ein biographisches Denkmal gestiftet werden möchte. Man sammelte also Bruchstücke, so viel man deren theilhaftig werden konnte. Sie wurden theils aus der frühern Literaturgeschichte von der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher der Dichter seinen ersten Ruhm begründete, hervorgezogen, theils aus einem kleinen Vorrathe von Briefen, die derselbe zurückließ, theils aus einigen wenigen sehr lehrreichen Noten mitgetheilt nur von einem einzigen unter so vielen Freunden, die er besaß; endlich aus einem trefflichen Aufsatze eines sehr gelehrten Mannes in München über das frühere Familienleben des Dichters bis zu seinem Ab-

gange nach Halle. Man benutzte diese letztere Quelle dankbar, oft wörtlich; und wahrscheinlich floß dieselbe aus mündlichen Nachrichten des hochgefeyerten Philosophen Friedrich Jacobi, Bruders des Verstorbenen.

Dieses waren nun die Materialien, die dem Verfasser dieser Biographie zu Gebote standen, und welche derselbe durch die Erinnerungen aus dem persönlichen fast zehenjährigen, aber oft unterbrochenen Umgange mit dem Unvergeßlichen, aus der Beobachtung seines Handelns und seiner Denkweise bis zum Ende seines Lebens ergänzte, mit dem Wunsche, daß dieses kleine historische Gemälde seinen Freunden angenehm, und den vielen Schülern, die er bildete, ein bleibendes Erinnerungsmahl ihres ehrwürdigen Lehrers seyn möge, so wie die Hypomnemata oder

Denkwürdigkeiten des Sokrates, aufgezeichnet von Xenophon, den Schülern dieses weisen Meisters zum Vorbilde für ihr moralisches, bürgerliches und literarisches Leben einst gedient hatten.

Den 1. Jenner 1822.

Der Verfasser.

Jacobi's Leben.

Jacobi's Leben.

Den Ursprung der Familie, aus welcher unser gefeyerte Dichter Johann Georg Jacobi abstammt, finden wir zu Wollershausen, einem Dorfe im Handverischen, nur wenige Stunden von Göttingen entlegen. Dort wohnte der Großvater Johann Andreas Jacobi als evangelisch-lutherischer Prediger, ein Mann von strengen Sitten, ernster Frömmigkeit und stiller Häuslichkeit im Kreise der Seinen. Geboren im Jahre 1680, bestimmt von seinen Eltern zu einem Landschuldienste, studierte er zu Nordhausen und nachgehnds auf der hohen Schule zu Jena mit jenem eisernen Fleiße und jener strengen sittlichen Aufführung, die in der Welt Vertrauen erwecken, und leicht Unterstützung gewinnen.

Als Jüngling erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse, kam nachgehends in die Familie des Freyherrn von Werthern in Thüringen als Hofmeister, in welcher er die Vorzüge einer geselligen Bildung sich eigen machte, die ihm später bey der Leitung und Erziehung seiner eigenen Söhne so wohl zu statten kam. War er gleich in den Schulen der sogenannten scholastischen Philosophie erzogen, so schwur er dennoch nicht auf die Lehrsätze seiner Meister, sondern erhielt seinen Geist frey und unabhängig. Als endlich Christian Thomasius, der scharfsinnige Leibnitz und der folgerechte Denker Wolf die philosophischen Systeme reformirten, schritt er in seinen Kenntnissen vorwärts, und ward einmal von dem Hanöverischen Consistorium zu einer weitläufigen Untersuchung und Verantwortung gezogen, weil er einige originelle Lehrsätze des Superintendenten in Ellrich, die damals bey den strengen Orthodoxen grosses Aufsehen erregten, freymüthig, doch nur mündlich beurtheilt hatte.

Nach dem Antritte des Predigeramtes entfernte er sich sogleich von der Sitte der damaligen Kanzelredner, die in ihren kirchlichen Vorträgen mit griechischen und hebräischen Sprüchen aus der Bibel in das Volk hineinwarfen, und damit das Ansehen groser Schriftgelehrter gewannen. Er befolgte eher die einfachen und schmucklosen Vorträge von Spener, Franke, Mosheim und Reinbeck, forschte und prüfte unaufhörlich, suchte sich nebenher ausländische Sprachkenntnisse zu erwerben, und lernte noch als Landprediger durch sich selbst das Französische. Bis zu seinem Tode waren Schrifterklärung und Naturbeobachtung sein Studium, in welchem er mit Scharfsinn noch immer Fortschritte machte. Noch auf seinem Sterbebette las der 76 jährige Greis eine der neuesten theologischen Schriften, Dr. Heumanns Erklärung des Briefes an die Hebräer. Strenge Ordnung, Sparsamkeit, Frömmigkeit wohnten in seinem Hause. An den Winterabenden hielt er mit seiner Familie und seinen Hausgenossen Betstunden. Er betrachtete solche

gemeinschaftliche Erweckungen eines frommen Sinnes als wahre Pflicht christlicher Hausväter. In seine Bücher schrieb er: Fidentem nescit deseruisse Deus, d. h. Gott verläßt jene nie, die auf ihn Vertrauen setzen. Ihm ward die seltene Freude, daß er seine Söhne noch 17 Jahre als Familienväter wohl versorgt und von ihnen eine Nachkommenschaft von 20 Enkeln sah. Dieses Glück nahm er mit aufrichtiger Bescheidenheit, ermahnte die Seinigen schriftlich und mündlich zu gleichen Gesinnungen, und warnte sie, daß sie die Welt nicht zu lieb gewinnen möchten. „Hat," sagte er, „eine Familie nach „ihren Umständen sich auf eine merkliche Höhe „emporgeschwungen, und wird übermüthig, so „fällt sie wieder; dahero hält sich auch ein sol„ches Geschlecht in gleichem Glücke selten durch „drey Abstammungen; davon sind auch die mäch„tigsten Regenten nicht ausgenommen. Und „kämen sie dahin, daß sie allen benachbarten „Völkern Gesetze vorschrieben, so ist ihr Fall „gewiß am nächsten." — Wann haben sich diese

Grundsätze kräftiger bewährt, als in unserer Zeit!

In dieser frommen und ehrwürdigen Familienschule wuchsen empor seine beyden Söhne. Der älteste Johann Friedrich studierte Theologie, und ward nachgehnds Generalsuperintendent zu Celle bey Hanover, ein Mann von hoher Geistesbildung und dem reinsten moralischen Charakter, der die allgemeine Huldigung seiner Zeitgenossen bis an das äusserste Ziel seines Lebens gewann, ein scharfsinniger Forscher über Gottes Eigenschaften und die Werkstätte der Natur, der durch Wort und Schrift auch durch Theilnahme bey dem ausgezeichneten landwirthschaftlichen Vereine zu Celle thätig war. Seine Biographie enthält das Nekrolog vom Jahre 1791. Unablässig bemüht, sich zu unterrichten, las er noch am Rande des Grabes im achtzigsten Jahr seines Alters Tiedemans Geist der spekulativen Philosophie.

Sein jüngerer Bruder, Johann Konrad Jacobi, verließ das väterliche Haus nach er-

haltener sittlicher und geistiger Bildung. Fast ohne alle Unterstützung aus dem sehr spärlichen Einkommen der Familie widmete er sich dem Handel, und kam in ein Haus nach Hanover, wo er als Handelsdiener stand. Dorthin verfügte sich jährlich in seinen Geschäften ein angesehener Mann aus Düsseldorf, der Commerzienrath Christoph Falmer. An dem stillen durch Bescheidenheit und Bildung ausgezeichneten Jünglinge fand er besonderes Wohlgefallen, nahm ihn mit sich, und stellte ihn an auf seiner Rechenstube in Düsseldorf. Dort erwarb sich der junge Mensch, durch Treue, durch Redlichkeit, Fleiß und Einsicht das unbegränzte Vertrauen Falmers, und endlich wurde ihm in dem großen und geschäftevollen Hause, mit Falmers Tochter, die er heurathete, das Bürgerrecht zu Düsseldorf zu Theil.

So erhoben sich diese beyden Söhne durch eigenes Verdienst empor; doch wohlversorgt, vergaßen sie des väterlichen Hauses nicht. Sie betrachteten dasselbe als den Mittelpunkt, in

welchem sich die getrennt Lebenden von Zeit zu Zeit wieder versammelten. Allezeit um das dritte Jahr unternahm der Düsseldorfer Jacobi eine Reise in das Vaterland, und brachte den Großeltern den Nachwuchs seiner kleinen Familie, die dann aus dem großväterlichen Pfarrhofe zu Wallershausen erhöhte Achtung für alte Sitte, für Frömmigkeit und die sichtbare Hoheit edler Gesinnungen zurückbrachte.

Johann Konrad Jacobi, jetzt Komerzienrath und Handelsmann in Düsseldorf durch innigste Liebe an Vater und Bruder gebunden, vereinigte in sich alle sittlichen und geistigen Eigenschaften des Hauses, von dem er abstammte. Sie wurden näher bestimmt durch den Einfluß seiner Lebensweise und den Beruf, welchen er sich gewählt hatte. Er war ein sehr verständiger Mann, von schnellem aber sicherem Blicke, von Gegenwart des Geistes, unternehmend aber zugleich vorsichtig, ernst, fast strenge, zuweilen ungeduldig, wenn eine Sache gegen seine Meinung und Einsicht falsch angegriffen wurde.

Für die mechanische Kunst hatte er ein vorherrschendes Talent, Freude am Bauen, und war gewöhnlich sein eigener Baumeister. Mild und bereit jedem hülfreiche Hand zu bieten, kündigte sich sein gefühlvolles Herz sogar im Mitleide gegen Thiere an*). Ein vom Vater ererbter religiöser Sinn durchdrang sein ganzes Leben und Seyn. Für einen Mann, dessen Hauptgeschäft der Handel war, besaß er eine auserlesene Büchersammlung. Er hatte fleißig zur Uebung seines Geistes die deutschen Schriften des Philosophen Wolff gelesen, und sich, so viel möglich, mit der deutschen Litteratur seiner Zeit bekannt gemacht. Vom gemeinen Mitbürger war er geliebt und geachtet, wurde öfters von öffentlichen Behörden um Rath gefragt, und hatte viele Verbindungen am Hofe selbst, wo seine Empfehlungen mehrmals von Wirkung waren, wenn er sie jemanden angedeihen ließ.

Wie alle gute und reine Menschen hatte er

---

*) Siehe Jacobi's Werke III. Band. Seite 247.

seine Freude an der lieben Natur, und an der Kultur des Bodens. Von seinen mühsamen Geschäften suchte er seine Erholung in seinem Garten vor der Stadt, dem sogenannten Pempelfort, der nachgehends durch seinen Sohn, den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, als Sitz der edelsten Gastfreyheit berühmt geworden ist. Dieser Garten war von dem Flüßchen Düssel durchflossen, und durch mehrere helle Teiche belebt. In jenem stillen Aufenthalte erzog er herrliches Obst von allen Arten, innig erfreut, wenn er damit, so wie mit den Weinen seines wohlbesetzten Kellers jemand erquicken konnte. Er hatte eine ausgezeichnete Orangerie angelegt, und meistentheils selbst gezogen und gepflegt. Sein Treibhaus war mit den seltensten Gewächsen aller Welttheile bevölkert. Kurz seine Lebensweise war jene, die einen wohlhabenden und vielfach gebildeten Geschäftsmann ankündigt, dem weiser Genuß nicht fremd ist.

Er lebte glücklich mit seiner Gattin, Falmers

Tochter. Sie zeichnete sich aus als eine Frau von sehr feinem Verstande, von zarter Empfindung, liebevollem Wesen und hoher Religiosität ohne die mindeste Bigotterie. Aeußerst wohlthätig erwies sie sich gegen alle Armen ohne Unterschied des Kirchenglaubens, obgleich sie der reformirten Kirche angehörte; weßhalb nach ihrem Tode die katholischen Armen häufig um ihren Sarg knieten und betheten. Ein zarter Körperbau kündigte schon eine große Reizbarkeit an; daher kam es, daß sie sich die Leiden ihrer Mitmenschen tief zu Herzen nahm; daher auch, daß sie die Furcht und Unruhe bey Gewittern nicht wohl bemeistern konnte. Sie gab ihrem Mann drey Kinder, den Dichter Johann Georg, den Philosophen Friedrich Heinrich und eine Tochter. Sie starb frühzeitig, als der älteste Sohn kaum 7 Jahre alt war.

Nun sah sich der Vater veranlaßt, wegen seinem ausgedehnten Hauswesen zu einer zweyten Ehe mit der Tochter des Weinhändlers Lausberg von Elberfeld zu schreiten. Aus der-

selben entsprangen zwey Töchter, Helene und Charlotte, nebst einem Sohne. Die Mutter besaß zwar nicht einen so ausgebildeten Geist als die erste Gattinn; allein sie war ein Bild der reinsten Herzensgüte, der innigsten Liebe und einer Verläugnung und Entäußerung ihrer selbst, die so selten auch bey den besten Menschen gefunden wird. Sie hatte keinen frohern Genuß, als die Freude, den Ihrigen selbst Freude bereiten zu können. Ihrem Manne war sie mit unbegränzter Anhänglichkeit und Liebe zugethan. Unter den Kindern machte sie keinen Unterschied, liebte alle gleich und vollkommen, und wenn die aus der zweyten Ehe etwas geschenkt erhielten, so theilte sie es gerne auch unter jenen von der ersten. Georg und Fritz galten vor allen bey ihr, liebten und ehrten hingegen auch sie wieder aus vollem Herzen. Jede Aufmerksamkeit ihr erwiesen, lehnte sie ab, und wies die Kinder damit an den Vater hin. Daher jene rührende Eintracht, Liebe und Friede unter den Geschwistern aus beyden Ehen, welche

ihr ganzes späteres Leben hindurch unverbrüchlich fortdauerten. Von Stiefmutter und Stiefgeschwistern war da keine Rede. Die ältern Söhne nannten sie ihre zweyte gute Mutter. Vorzüglich der Dichter Jacobi bewies ihr die herzlichste Anhänglichkeit, und sprach auch in spätern Jahren immer mit Rührung von ihr. Als daher einer seiner Freunde für das Taschenbuch, die Iris, in einer deutschen Uebersetzung über das Grabmahl einer schlimmen Stiefmutter das bekannte Epigramm aus der griechischen Anthologie ihm übersandte, so ward Jacobi darüber ängstlich, nahm es zwar auf, setzte aber darunter ein herrliches Gedicht über eine gute Stiefmutter, das seine eigene Gefühle für die ihm Unvergeßliche ausdrückte.

Auch sogar die Eltern der beyden Mütter legten keinen Mißton zwischen diese freundliche Harmonie. Georg Christoph Falmer war von herzlicher Güte, von kindlich religiösem heiterm Sinne, der zuweilen, doch nur auf kurze Zeit in jedem Jahre, und fast regelmäßig durch

eine hypochondrische Stimmung gestört wurde. Auch er war zweymal verheurathet. Aus der ersten Ehe war unsers Jacobi's Mutter, aus der zweyten die nachherige Geheimeräthin Schlosser in Frankfurt, mit welcher der Dichter aufwuchs, und stets in engster Freundschaft lebte. Auch die Familie von Jacobi's zweyter Mutter in Elberfeld war durchaus hochgeschätzt, und zeichnete sich nicht minder durch anerkannte Rechtschaffenheit aus.

Die ersten Eindrücke, welche gutartige Menschen in den Umgebungen ihres väterlichen Hauses empfangen, wirken wie ein elektrischer Schlag durch das ganze Leben, geben den Anlagen zum Guten oder Bösen die Richtung, läutern durch Erfahrung den Verstand, und befeuern die Phantasie durch wohlthuende Erinnerung des Vergangenen. Ich mußte mich daher bey der Schilderung dieses achtbaren Familienkreises mit einiger Umständlichkeit aufhalten, weil der Dichter, von dem wir zu sprechen haben, ihm alle Elemente des Guten bey dem langen Wirken

seines Lebens verdankte, und mit Recht darauf stolz war, von so ehrenwerthen Ahnen, deren Auszeichnung in einem hohen Seelenadel bestand, entsprossen zu seyn. Einer der trefflichsten Lehrer und Bildner des Menschengeschlechtes unserer Zeit, der alte Pestalozzi, hatte wohl recht, wenn er das fromme Familienleben das Heiligthum der Wohnstube nannte, aus welchem die beglückende bürgerliche Tugend hervorgeht, und so lange noch hervorgehen wird, als die Geschlechter der Erde ihren hohen Werth nicht mißkennen.

Unser Dichter Johann Georg Jacobi, der anmuthsvolle Liebling der Musen, war den 2. September 1740 in Düsseldorf geboren. Von seiner Kindheit an hatte er eine schwache Gesundheit, die beständige Schonung erforderte. Als Knabe litt er an der sogenannten englischen Krankheit, daher setzte sich frühe bey ihm eine gewisse Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit der körperlichen Bewegung an, die ihn durch das ganze Leben nicht mehr verließ. Unter die frü-

heſten Begebenheiten, deren er ſich immer erinnerte, gehört, daß in dem väterlichen Hauſe ein Kindsmädchen katholiſcher Religion ſtand, die ihn mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte, auch ihn oft mit Erzählungen unterhielt. Die Mutter derſelben war eine arme Wittwe, bey welcher das Kind oft ganze Tage zubrachte, wenn es im väterlichen Hauſe etwa zu unruhig hergieng. Ihr einſames klöſterliches Stübchen ward Abends durch eine düſtere Lampe beleuchtet, wo oft bey dem dämmernden Scheine eine Legende nach der andern erzählt ward. Dieſe Umgebungen und Legenden rührten ſeinen poetiſchen Sinn an; daher in ſeinen Schriften ſo oft Schilderungen der beſchränkten Genügſamkeit vorkommen, und ſein Mitleid um das Loos der Armuth, auf welches er ſo oft mit Theilnahme zurückkömmt.

Den früheſten Hausunterricht ertheilten ihm ſogenannte Informatoren, oder junge Kandidaten der Gottesgelehrtheit. Sein erſter Lehrer war ein phantaſtiſcher Menſch, durch welchen

seine ohnehin schon lebhafte Einbildungskraft, die reiche Quelle so vieler Leiden und Freuden, noch mehr gespannt ward. Das viele Sprechen über theologische Gegenstände, und die ehrwürdigen Beyspiele, die er an seinem Großvater und Oheim sahe, weckten in seinem jugendlichen frommen Sinne die Entschließung, Prediger zu werden. Hiezu kam noch ein geheimes Gefallen am Predigen, das ihm, wie wir sehen werden, immer eigen blieb.

Damals waren noch Kontroversen an der Tagesordnung. Man stritt fleißig über Relionslehren. Auf jeden Lehrsatz ward eine eigene Wichtigkeit gelegt, und jeder Artikel kunstmäßig durch Sprüche aus der Bibel und durch Syllogismen bezankt und wo möglich berichtigt. In einer volkreichen Stadt, wie Düsseldorf, wo alle drey christlichen Religionen ihre eigene Gemeinden hatten, offenbarte sich die Wirkung dieses Zeitcharakters sehr deutlich, und sprach auch den Jüngling Jacobi an. Er verfiel in einen polemischen Geist, und übte ihn um so lieber,

weil er vernahm, daß die Jesuiten Versuche gemacht hätten, seinen Vater zur katholischen Religion zu bekehren. Aber diese Streitlust über Gegenstände des Kirchenglaubens nahm bey ihm den Charakter seines milden Herzens an; Menschenliebe blieb der Grundton, aus dem er sprach, und sein Streiten war mehr Uebung seines Scharfsinns und der dialektischen Kunst als Ausbruch von Erbitterung. In seinem väterlichen Hause wohnten alle drey Religionen friedlich neben einander. Der Vater und die Söhne waren evangelisch lutherischer Religion. Da äußerte einmal der junge Controversist den sonderbaren Wunsch, daß doch sein Bruder der reformirten Religion zugethan seyn oder werden möchte, damit er das Vergnügen haben könnte, ihn wieder zu bekehren *).

---

*) Einen fast ähnlichen Wunsch hörte ich einmal von zwey Freunden; der eine wünschte dem andern ganz ernstlich eine Krankheit an, um das Vergnügen zu haben, ihn mit Liebe pflegen und besorgen zu können.

Neben der deutschen Muttersprache lernte Jacobi gleichzeitig die französische. Noch als Kind ward er in die französische Schule geschickt; sodann befand sich auch in dem Hause für seine Schwestern eine französische Erzieherin, in deren Gesellschaft die Knaben täglich Zutritt und Uebung hatten. Ueberhaupt war damals zu Düsseldorf das Französische die gesellschaftliche Sprache in allen vornehmern Zirkeln. Die französische Büchersprache lernte er für sich durch eigenen Fleiß, in Lesung des Telemach von Fenelon, des Tragiker Racine und des Satyriker Boileau. Nach diesen Uebungen kam er als Knabe von ungefähr 15 Jahren auf den Einfall, noch ohne die dramatischen Regeln zu kennen, ein Trauerspiel in französischen Werfen und in zwölf Akten unter dem Titel: *le traitre Protesilas* zu schreiben. Den Inhalt nahm er aus dem Telemach, und hatte manche halbe Nacht daran gearbeitet. Die Tragödie ward in dem Hause des Vaters an dessen Geburtstage in Gegenwart der ganzen Familie aufgeführt.

Einige Zeit darnach schrieb er ein Nachspiel, auch französisch, welches schon etwas regelmäßiger ausfiel. Ebenso dichtete er frühzeitig als Knabe mehrere Gelegenheitsgedichte und geistliche Lieder. Ja, vor jener französischen Tragödie hatte er schon ein deutsches Trauerspiel: der Selbstmörder Nero, versucht. Man kann sich vorstellen, daß in einem so häufig besuchten Hause, wie sein väterliches war, es von Seiten der Fremden nicht an verschwenderischem Lobe fehlte, welches seinem Dichter- und Rednertalente reichlich ertheilt ward. Dieser Beyfall erzeugte in ihm, wie er in spätern Jahren noch erzählte, eine große Einbildung von sich selbst, gab seiner Eitelkeit vielfältige Nahrung, zugleich aber auch Sporn seinem Fleiße, der für seine Jahre außerordentlich und unermüdlich war. Doch mit besonderer Liebe trieb er nur eigentlich die Studien, die seine Einbildungskraft ansprachen. Einen entschiedenen Widerwillen bezeigte er gegen das Rechnen und die Erdbeschreibung. Doch mag der Fehler

eher auf Seite seiner Informatoren und ihres öftern Wechsels gewesen seyn. Unter ihnen war mancher, der nach einer sehr verkehrten Methode verfuhr; einer ermüdete ihn zuweilen mit der Erdkugel von Morgen bis Abend unaufhörlich, ein anderer fieng die Logik mit ihm an, und that sich darauf etwas zu gut, daß er sie innerhalb acht Tagen vollendet hätte. Aber der Eindruck dieser schiefen Methoden glitt an Jacobi's natürlich gutem Verstande zum Glücke ohne Nachtheil ab.

In jene frühere Zeit fällt auch seine erste Liebe. Dann nur zu frühe meldeten sich bey dem aufwachsenden Jüngling die zärtlichen Leidenschaften. Der erste Gegenstand einer schwärmerischen Zuneigung war ein hübsches Mädchen aus seiner Gemeinde; er sah sie als Kind in dem großväterlichen Hause, wo sie mit ihm und seinem Bruder in den französischen Unterricht kam; später, wegen der Kälte zwischen den Vätern, im Hause weniger, am öftersten noch bey dem Ausgange aus der Kirche, wo er ge-

wöhnlich an der Thüre auf sie wartete, um sie wenigstens gesehen oder ein Wörtchen zu ihr gesprochen zu haben. Allein nie kam es zu einem offenem Bekenntniß seiner Zärtlichkeit. Indessen blieb sie die Königin seiner Gedanken; er sah sie immer im Rosenlichte, wie einst Petrarka seine Laura. Sie starb in der Blüthe ihres Alters im achtzehnten Jahre; Jacobi stand im gleichen Alter. Der Schmerz über ihren Verlust war groß und höchst empfindlich griff er sein Herz an, aber er wußte ihn zu verbergen. So viel es ihn auch kostete, war er doch Abends in der Kirche, als man sie begrub. Um den Leichenzug nicht zu sehen, versteckte er sich hinter einen vergitterten Kirchenstuhl; als er jedoch einmal aufblickte, da trug man eben den Sarg an ihm vorbey. Tief ward er durch ihre Erscheinung erschüttert, er fieng an zu beben und zu weinen; der Eindruck blieb unauslöschlich. Die Verklärte ward für lange Zeit die Herrin seiner Seele; treu bewahrte er ihr reines Bild und heiliges Andenken. Sie ward ihm zum Schutz-

geiste in den ersten gewöhnlich so gefährlichen Universitätsjahren; die fromme heilige Liebe ließ keine niedrige neben sich aufkommen.

Gleich auf diesen Zeitpunkt, nachdem er sich zur Theologie bestimmt hatte, trat er im Jahre 1758 seine Reise nach der hohen Schule zu Göttingen an. Aber noch kurz vor dem Weggehen mußte er die Beschießung Düsseldorfs durch das Hanöverische Heer in der Zeit des siebenjährigen Krieges erleben. Er flüchtete mit der Familie, war aber noch Augenzeuge, wie die ersten glühenden Kugeln die Gebäude der Stadt anzündeten. Der Anblick dieser schrecklichen Kriegesscene empörte das reizbare Gefühl des Jünglings; und tief grub sie sich in seine Phantasie.

Auf der Reise nach Göttingen nahm er einen Umweg über Celle, und verweilte dort bey seinem trefflichen geistlichen Oheim. Wir kennen den Mann schon aus dem, was wir oben von ihm sagten. Wie mußte derselbe auf den verständigen gefühlvollen Jüngling wirken! Sein liebevolles, sanftes,

verträgliches Wesen, sein Mitgefühl mit allen Leidenden; diese Zartheit der Empfindungen und Aeußerungen, wie bey Wenigen; diese ächte Demuth und Selbstverläugnung, diese Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe auch in den kleinsten Handlungen prägten sich dem entgegenkommenden Herzen des jungen Dichters ein und behaupteten einen entschiedenen Einfluß auf die Leitung und Denkweise seines künftigen Lebens.

Endlich kam er zu Göttingen an, und wohnte in dem Hause des Professors Weber, dessen Vorlesungen über Logik und Methaphysik von den Studierenden fleißig besucht wurden. Dieser Gelehrte war ein strenger Wolfianer, ziemlich pedantisch, der, um die Klarheit des Vortrages zu erzwingen, in vorgezeichneten schulgerechten ungeheuren Tabellen gleichsam eine Landkarte der Wissenschaft seinen Schülern immer vor Augen legte. Die Wolfische Philosophie war für sich selbst schon eine sehr trockene Lehre, kraft der mathematischen Methode, in welche ihr scharfsinniger Erfinder sie eingeengt hatte. Für

einen heitern, phantasiereichen, nach Bildern strebenden Geist, wie ihn Jakobi hatte, konnte sie nicht einladend seyn. Indessen arbeitete es sich auf dem schroffen Pfade so gut durch, als es möglich war. Um sich zur Verständniß der Bibel vorzubereiten, fieng er dann als angehender Theolog an, bey dem berühmten Orientalisten, Professor Michaelis, die hebräische Sprache zu lernen. Allein auf der andern Seite zogen ihn stets die holden Musen unwiederstehlich an, und er wollte sich auch die neuern europäischen Sprachen aneignen, in welchen sie bey den Völkern unseres Welttheils gesungen hatten. Er verwendete seine meiste Zeit auf das Italiänische, Englische und Spanische. Den Dichter Petrarka las er, wie er behauptete, mit geringem Wohlgefallen. Dieß ist schon Vielen wiederfahren, die außer fünf oder sechs Sonetten, welche freylich unvergleichlich sind, in den andern Gesängen nichts fanden, als das ewige Drehen um den nämlichen Gegenstand, nämlich die Liebe zu Laura, für welche unter tausend

Formen die poetischen Ergießungen ohne große Abwechslung der Ideen fortlaufen, und am Ende durch Wiederholung gleichförmiger Bilder ermüden. In den übrigen Studien war jedoch, seiner sonstigen Gewissenhaftigkeit ungeachtet, in dieser ersten Periode des akademischen Lebens der Fleiß nicht so groß, wie er seyn sollte. Denn in seinem Gemüthe entspann sich ein Zwiespalt über seinen Lebensplan, gegen die Lust, sich mit übersinnlichen Gegenständen zu beschäftigen. So schwand immer mehr die Neigung zu den theologischen Wissenschaften. Er änderte also seine Entschließung, und nahm sich vor, die Rechtsgelehrtheit zu studieren. Solche Krisen sind in jungen Gemüthern nicht selten, ereignen sich nie ohne innern Kampf, und lähmen für eine Zeit den Frohmuth und die Thätigkeit.

In der nämlichen Epoche geschah es, daß der siebenjährige Krieg fortwüthend sich in das Handverische wälzte. Das französische Heer zog vor Göttingen, und besetzte die Stadt. Das krie-

gerische Ungeheuer verscheuchte die meisten Studenten; um demselben auszuweichen, reiste Jacobi zu seinem geistlichen Oheim nach Celle, bey welchem er den ganzen Winter blieb; der zärtlich besorgte Mann wollte ihn auch nach der Universität nicht so bald zurücklassen. In der Stadt Celle machte er Bekanntschaft mit Avenarius, der später eine Uebersetzung des komischen Gedichtes von Zachariä's Murner in der Hölle in sehr schönen lateinischen Versen herausgab, ein Mann von entschiedenem Talente für Poesie, welcher damals auch vieles in deutscher Sprache dichtete, aber nichts darin drucken ließ. Von seinem Umgange ward Jacobi bis zur Begeisterung ergriffen; auch verdankte er ihm die nähere Bekanntschaft des unvergeßlichen Dichters Uz, dessen poetische Geisteserzeugnisse mit Recht als eine hoch erfreuliche Erscheinung in dem Reiche der schönen Litteratur angesehen wurden, und noch heut zu Tage entschiedenen Werth behalten. Unter andern verfeinerten den Jüngling die vielen gesellschaftlichen Zirkel der

Stadt, besonders der Umgang mit manchen gebildeten Frauenzimmern, so daß die gezwungenen Unterbrechungen seiner Hauptstudien diesen Winter hindurch für ihn sehr nützlich wurden, und in mancher Hinsicht durch beförderte zwanglose Geistesbildung ihm vortheilhafte Entschädigung gewährte.

Endlich um Ostern 1761 gieng er nach der hohen Schule Helmstädt ab, um dort seinen juridischen Studien obzuliegen. Allein auch hier ward ihm sein neugewählter Beruf, ja jede Beschäftigung zu einer beschwerlichen Frohne. Er hatte zwar da, so wie ehedem in Göttingen, nur mit den gebildetsten Studenten Umgang, hätte demnach auch ganz vergnügt leben können, wenn nicht seine Gesundheit sich verschlimmert, ihn eine unbesiegbare Hypochondrie ergriffen, und fast zu jeder Arbeit unfähig gemacht hätte.

Dieser unwillkommene Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, um Ostern 1762 nach Düsseldorf, seiner Vaterstadt, zurückzukehren, wo er mit seinem vortrefflichen Bruder Friedrich wieder

zusammentraf, der indessen drey Jahre auf der Universität zu Genf zugebracht hatte. Der Vater hatte diesen Sohn zwar eigentlich für Handelsgeschäfte nach Genf gesendet; allein in dieser geistreichen und gelehrten Stadt konnte der junge Mensch seiner unüberwindlichen Neigung, die ihn zu den höhern spekulativen Wissenschaften anzog, nicht widerstehen. Er widmete sich denselben mit unbeschreiblichem Eifer, genoß des Umganges der vortrefflichsten Männer, ward mit dem ganzen Umfange der französischen Litteratur vollkommen vertraut, und gerieth endlich bey seinen Landbesuchen auf dem benachbarten Orte Ferney mit Voltaire in persönliche Bekanntschaft. Es war nämlich damals ein junger russischer Graf Soltikow von der Kaiserin Katharina dahin geschickt worden, um dem alten Philosophen Materialien zur Geschichte Rußlands zu überbringen, und demselben bey der Bearbeitung als Dolmetscher beyzustehen. Soltikow, ein sehr wissenschaftlicher ganz für die Litteratur glühender Jüngling, fand sich von dem Geistes-

verwandten Friedrich Jacobi mächtig angezogen. Zwischen beyden entstand nun die engste Freündschaft, und so machte der Russe sich eine Angelegenheit seinen jungen deutschen Freund auch bey Voltaire aufzuführen.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude die einige Jahre getrennt gewesenen Brüder einander wieder in Düsseldorf umarmten. Friedrich Jacobi, der die französische Litteratur so fleißig durchgearbeitet hatte, machte nun den Bruder Georg mit der französischen Dichterwelt und ihrer Feinheit vertrauter, so daß dieses einen mächtigen Einfluß auf die eigenen deutschen Versuche, mit denen er sich immer beschäftigte, haben mußte. Der Bund innigster Zärtlichkeit zwischen beyden Brüdern ward erneuert, befestigte sich enger durch glückliches Zusammenleben während eines ganzen Sommers, und durch gegenseitige Anerkennung so schöner geistiger Entwicklungen. Sie faßten eine unaussprechliche Liebe für einander, und Georg hieng mit seiner ganzen gefühlvollen Seele an

seinem jüngern Bruder Friedrich, dessen ernste Weise, das Leben und die Wissenschaften anzusehen, Wahrheit und höchste Menschenwürde zu ergründen und zu begründen ihn mit mehr als Freundschaft und Bruderliebe, ihn mit einer Art von Verehrung an den gründlichen philosophischen Forscher für sein Leben lang band.

Endlich im Herbste 1762 gieng Georg wieder nach Göttingen, um, wie es seine Absicht war, dort das Studium der Rechtsgelehrsamkeit fortzusetzen. Als er das Kirchenrecht bey Böhmer hörte, vollendete dieses trockne System seine Abneigung gegen das ganze Fach; es dünkte ihn unmöglich, sich mit Frucht weiter damit beschäftigen zu können. Und doch sollte er ein sogenanntes Brodstudium treiben! —

Aber um diese Zeit kam der in der Folge so berühmt gewordene Professor Klotz als öffentlicher Lehrer nach Göttingen. Er verehlichte sich mit einer Freundin Jacobi's, und gerieth dadurch zufällig mit ihm in nähere Bekanntschaft. Während dem starb Jacobi's zweyte Mutter

in Düsseldorf, von welcher er so viel Gutes genossen hatte; sein Schmerz ergoß sich in ein rührendes Trauerlied. Klotz fand diesen Gesang vortrefflich, und gewann Achtung für das sich entwickelnde Dichtertalent seines jungen Freundes; beyde wurden nun je länger je mehr vertraut. Klotz, damals in der Blüthe seines Alters, seines Ruhmes und Ansehens, beredete Jacobi, der Rechtsgelehrsamkeit, die so wenig seinem Geiste angemessen war, zu entsagen, sich aber im Gebiete der gesammten schönen Litteratur auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Bey ihm fand er ein offenes Ohr; denn schon längst fühlte Jacobi, daß er in den bereits versuchten Fächern nie vorwärts kommen, nie darin mit Zufriedenheit und Auszeichnung wirken würde. Sein Vater willigte am Ende selbst in diese neue Abänderung des Lebensplans. Und wer war nun glücklicher als unser Jacobi, der Ketten der seinem Genius so wenig zusagenden Disziplinen entledigt zu seyn. In der überschwänglichen Freude seines Herzens

versprach er nun einem seiner Freunde ihm die prächtige Ausgabe seines römischen Corpus Juris zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß er es auf der Straße öffentlich in Empfang nehme, indem Jacobi ihm dasselbe zum Fenster hinaus werfen würde. Der junge Freund gieng also fleißig auf der Straße unter dem Fenster vorbey, das Geschenk sehnsuchtsvoll erwartend, und fieng endlich das dicke Buch mit beyden Händen auf, als es der launige Jacobi zur Ausübung einiger Rache für so manche peinliche Stunde, welche ihm das trockene Studium der Rechtsgelehrsamkeit gemacht hatte, zum Fenster hinaus schleuderte. Darüber schrieb er seinem Bruder Fritz einen höchst komischen Brief.

Als Klotz nach Halle in Sachsen berufen ward, zog er bald Jacobi nach sich. Dort übertrug man dem jungen Dichter auf der hohen Schule das Lehramt der Philosophie und der schönen Wissenschaften. Er zeichnete durch musterhafte Vorträge in dem ihm angewiesenen wissenschaftlichen Fache sich aus, las unter andern über die Werke

der besten ausländischen Dichter, z. B. über Tasso's Gierusalemme liberata, wozu ihm seine erworbenen Kenntnisse in den gangbaren europäischen Sprachen hülfreiche Hand boten. In dem Jahre 1767 erschien von ihm zu Halle ein Bändchen Romanzen *) aus dem Spanischen des Gongora sehr angenehm übersetzt, in zärtliche, lyrische und burleske Abtheilungen geordnet. Auch erschien von ihm das Versprechen, das klassische spanische Heldengedicht *Aracauna* zu übersetzen, das jedoch, so viel mir bekannt, nicht in Erfüllung gieng. Die übersetzten Romanzen gewannen damals hohen Beyfall; sie waren der Eigenthümlichkeit des Originals mit großer Geschicklichkeit und trefflicher Harmonie angepaßt, auch mit kritischen Noten erläutert. Hätte er hierin fortgearbeitet, er würde vielleicht noch mehr, als Meinhards Versuche über die italiänischen Dichter, geleistet haben.

Allein sein guter Genius sorgte für eine an-

*) Klotz deutsche Bibliothek. 1—6. 2 Stück.

dere Bestimmung. Der Canonikus und Dichter Wilhelm Ludwig Gleim von Halberstadt machte Jacobi's Bekanntschaft in dem Bade zu Lauchstädt im Sommer des Jahres 1766, wohin auch damals Wieland und Sophie la Roche eintrafen. Die geistesverwandten Männer zogen einander unwiderstehlich an, so wie gewisse chemische Elemente einander sich leicht nähern und verschmelzen. Gleim kannte zu der Zeit von Jacobi noch nichts als ein schönes Liedchen, das in Ramlers Blumenlese erschienen war. Aber die fromme Schüchternheit und herzgewinnende Art des jungen Professors wirkten die Hinneigung zu einem Freundschaftsbunde, der bis zum Ende ihres Lebens fortdauerte. Gleim entwarf sogleich den Plan, seinen Freund mit sich zu vereinigen, und ihm das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit zu verschaffen. Er war ohnehin zu Halle gering oder gar nicht besoldet, und lebte theils von dem Ertrage der Collegiengelder, theils von den Früchten seiner Arbeitsamkeit und seiner Muse,

Gleim sah aber wohl ein, daß jenes an dem Orte, wo er war, so höchst unruhige Professorleben für den jungen Mann in die Länge nicht auszuhalten seyn würde. Klotz stand damals auf dem erhabensten Punkte seiner glänzenden Laufbahn; stolz auf seine Kenntnisse hatte er sich einer Art von Diktatur im freyen Gebiete der Kunst und der schönen Wissenschaften angemaßt. Es ist wahr, dieser große Gelehrte hatte ungemessene Talente, aber auch einen schneidenden und herrschsüchtigen Ton mit einer Bitterkeit in Schriften und Kritiken angenommen, die ihm Feinde in ganz Deutschland zuzogen, und ihn in tausend Streitigkeiten verwickelten. Allerdings schrieb in jener Zeit niemand besser Latein als er in seinen mit beißenden Urtheilen und Personalitäten verwebten Actis litterariis, wodurch die Ehre vieler wackern Männer gekränkt wurde; niemand konnte in der römischen Sprache, klassischer und kräftiger schimpfen. Aber bald rüsteten sich gegen ihn andere mächtige Athleten in der Kritik, die ihn mit glücklichen Waffen an-

griffen und bestritten, wie Lessing, Herder u. a. Jacobi war zwar an Klotz wegen seiner Beförderung zum Lehramt nach Halle durch Gründe der Dankbarkeit und als sein Hausgenosse durch persönliche Anhänglichkeit und Schätzung seiner Verdienste geknüpft; allein der friedfertige Dichter mochte doch solche feindselige Verhältnisse seines gelehrten Beförderers, an denen er einigen Antheil zu nehmen verleitet ward, wie er selbst eingestand, im Herzen nicht billigen. Ward er doch auch nach seiner Abreise von Halle gegen alle Wahrheit in Verdacht gebracht, als ob er neben Gleim und andern mit dem gefürchteten Aristarchen noch immer im Bunde stühnde.

Also hörte Jacobi desto eher auf die Stimme seines neu erworbenen Freundes Gleim. Die herzliche Vereinigung dieser beyden für einander geschaffenen Dichter sprachen sich in der zu Halle im Jahre 1768 gedruckten Sammlung ihrer gewechselten Briefe aus. Seit ihrer Erscheinung nannte man Gleims Namen nie

ohne Jacobi's; sie erschienen immer in der Welt unzertrennlich, so wie ehedem die gefeyerten Namen von Damon und Pythias. Gleim arbeitete nun mit allen Kräften, seinem Freunde die landesherrliche Erlaubniß zum Ankaufe eines Kanonikats im Stifte zu Halberstadt zu verschaffen, schrieb deswegen im May 1768 an den König von Preußen, erhielt auch eine gewährende Antwort, und so erlebte er die Freude, daß sich Jacobi im Dezember 1769 zu Halberstadt häuslich niederließ.

Von nun an arbeiteten die beyden Dichter gemeinschaftlich im Tempel der Musen. Bald bildete sich in Halberstadt eine wahre Schule der Humanität unter Gleims Einfluß und Mitwirkung, in welcher unendlich vieles Gute zur Kultur der schönen Wissenschaften und Veredlung der Sprache vorbereitet und gethan wurde. Nach und nach fanden sich neben Jacobi dort zusammen Michaelis, Clamer Schmidt, Jähns, Sangershausen, Benzler u. s. f. Es war ein Verein der besten hoffnungsvollsten

jungen Geister, die sich dem Dienste der Musen zur Beförderung des Guten und des Schönen gewidmet hatten.

Noch im Jahre 1769 erschien zu Düsseldorf Jacobi's Winterreise; so wie im Jahre 1770 desselben Sommerreise. In der neuesten Zürcher-Ausgabe verwies aber der strenge kritische Dichter die letzte Arbeit ganz aus dem Kreise seiner Werke, obgleich sie bey ihrer Erscheinung mit so vieler Theilnahme gelesen ward.

In dem nämlichen Jahre 1770 erschien zu Halberstadt bey Groß die erste Sammlung der Werke unsers Dichters in zwey Theilen. Nach diesem breitete sich sein Ruhm so sehr aus, daß sogar in Paris schon im Jahre 1771 eine französische Uebersetzung von mehreren seiner Arbeiten erschien, unter dem Titel: *Traductions de diverses oeuvres composées en Allemand en vers et en prose par Mr. Jacobi, chanoine d'Halberstadt.* Paris 1771. Der mir unbekannte Uebersetzer fällt in der Vorrede ein sehr günstiges Urtheil über Jacobi's Schriften, wovon ich

einige Stellen, in unsere Sprache übergetragen, hier anführen will: „Einsichtsvolle Kunstrichter „in Deutschland (sagt er) bewundern mit Recht „Jacobi's lebhafte, fruchtbare und fröhliche „Einbildungskraft, besonders aber jene Zart„heit und Tiefe des Gefühls, welches ihn mit „allen Wesen, die ihn umgeben, in die innigste „Verbindung setzt, und ihn dahin leitet, daß die „verborgensten Verhältnisse zum Menschen sich „seinem Geiste natürlich und unter tausend „neuen Gestalten darbieten. In der Verbet„tung seiner Ideen herrscht die höchste Ordnung „und Bestimmtheit; seine Schreibart ist deutlich „und leicht, und kaum kann etwas der Harmo„nie seiner Verse verglichen werden. Wer nun „solche Gaben besitzt, versteht die Kunst, die „Menschen zu gewinnen und aufzuklären. Daher, „wenn man Jacobi's Werke liest, findet man „sich durch eine unsichtbare Kraft zur Tugend „hingezogen. Sein Genie zur Tugend ist eine „himmlische Flamme in der Hand einer wohl„thätigen Gottheit. Jacobi hat auch einige

„Stücke voll der edelsten Großmüthigkeit gelie„fert; aber auch mitten unter dem Lachen ver„liert er nie jene rührende Sittlichkeit, die „immer ein Zeichen einer gefühlvollen Seele ist. „Bearbeitet er aber ernsthafte Gegenstände, so „weiß er eine süße Heiterkeit zu verbreiten, und „die Thränen, die er zuweilen hervorlockt, sind „immer von einem sanften Nachgefühl beglei„tet." — Welch schönes Zeugniß von einem sehr gebildeten Uebersetzer einer Nation, in welcher es Kritiker gab, wie ein P. Bouhours, der einst die Frage aufwarf: ob die Deutschen auch Verstand haben könnten? —

Zwischen dem Zeitpunkt von dem Jahre 1769 bis 1771 muß ich der chronologischen Folge willen die Geschichte mit den sogenannten Lorenzo-Dosen einschieben, zu welchen Jacobi zufälliger Weise Anlaß gab. Er war bey seinem Bruder in Düsseldorf; sie lasen mit einander Yoriks empfindsame Reisen, und kamen auf die rührende Geschichte des Franziskaner-Bruders Lorenzo, welcher Yorik um

ein Almosen ansprach, von ihm hart abgewiesen wurde, dann aber durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue über die empfindliche Bitterkeit einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung eine schildkrötene Dose aus seiner Hand geschenkt bekam und ihm die seinige von Horn überreichte. — Beyde Brüder wurden durch diese Geschichte, wie jeder, der sie liest, innigst gerührt, schauten einander stillschweigend an, und jeder entdeckte Thränen in dem Auge des andern. Der Greis Lorenzo schwebte ihnen vor, heiliger und ehrwürdiger als die stolzen Stifter so vieler berühmter Orden. Sanftmuth, unüberwindliche Geduld, Verzeihung der menschlichen Fehler, Verträglichkeit und Nachsicht mit den Verirrungen der Welt, lehrte sie Lorenzo's Beyspiel. Das dadurch erweckte Gefühl war ihnen zu süß, um es nicht durch ein in die Sinne fallendes Zeichen festzuhalten. In dieser Absicht kauften sie sich hörnerne Tabacksdosen, und ließen den Namen Lorenzo darauf einlegen. Sie theilten einige derselben

ihren Freunden mit, um, wenn je einer aus ihrer Gesellschaft sich durch Hitze überwältigen ließe, der andere ihm die Dose darbieten möge, als symbolische Erinnerung, auch bey der größten Heftigkeit zur sanften Mäßigung zurückzukehren.

Eine solche Dose schickte nun der Dichter Jacobi auch seinem Freunde Gleim nach Halberstadt, begleitet von einem Schreiben (vom 4ten April 1769). Bald darauf ward diese Epistel in dem Hamburger Corespondenten abgedruckt. Wie erstaunte Jacobi nicht, als, gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was sich zur feinern Welt rechnete, zumahl in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah. Die Drechsler fanden den Einfall für ihren Erwerb vortrefflich; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation, und bald wurden die hörnernen Dosen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch bis nach Dänemark und Liefland als Handelsgegenstand versendet. Ein deutscher Reichsgraf, wie Jacobi

in einer Note bey der Zürcher neuen Ausgabe seiner Werke anführt, ließ sogar das Eisenblech, das ihm seine Bergwerke lieferten, zu Lorenzo-Dosen verarbeiten. Jetzt erkannte erst Jacobi seine Schwärmerey, in welcher er versprochen hatte, jedem, der ihm eine solche Dose darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Er fieng an einzusehen, wie geschwind dergleichen Symbole ihre wahre Bedeutung verlieren, und endlich in eiteln Modetand ausarten.

Eine zweyte Herausgabe von Jacobi's sämmtlichen Werken erschien wieder in Halberstadt 1773 – 1775 in 3 Bänden. Indessen begab sich Jacobi im Jahr 1774 nach Düsseldorf. Er hatte nämlich den Plan entworfen, eine Zeitschrift herauszugeben; in dieser Absicht nahm er den schon sehr gebildeten Heinse mit sich als Gehülfen. Das störte ein wenig, doch nicht auf lange, Gleims Gemüthlichkeit *). Die-

*) Körte, der Herausgeber von Gleims seines Oheims

ser billigte den Plan der Iris, die wir jetzt die ältere Iris nennen, weil später nach Jacobi's Versetzung nach Freyburg eine jüngere Iris, als jährliches Taschenbuch bis zu seinem Tod erschien. Die ältere Iris ward vom Jahre 1774 — 1776 in 8 Bändchen abgedruckt. Sie war ganz auf das Bedürfniß der Zeit berechnet. Denn damals war die Epoche der Empfindsamkeit durch. Lesung der Schriften des Engländers Yorik und der Nachtgedanken Youngs eingerissen. Jener treffliche Humorist hatte allerdings in bessern Seelen wahrhaft edle Gefühle erweckt, die sich in ihrer Einfalt und Lauterkeit lange erhielten; dagegen aber suchten andere sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, welche sie sich wünschten, die ihnen aber nicht eigen waren; und noch andere

---

Leben (Halberstadt 1811), machte S. 189 viel Aufhebens über diese Entführung Heinse's, wie er es nannte. Allein Jacobi ward vollkommen von dieser Beschuldigung gerechtfertiget in dem Morgenblatt 1810 Nro. 64. Corresp. Nachrichten.

begnügten sich mit dem angenommenen Scheine der Empfindsamkeit. Manche unserer jetzigen Zeitgenossen erinnern sich noch wohl dieser Epoche, welcher bald eine andere nachfolgte, nämlich der sogenannten Kraftmänner und Genies, welche alltägliche Handlungen mit einer Miene von hoher Anstrengung verrichteten, und über die gemeinsten Gegenstände sich in Hyperbeln ergossen. Auch das weibliche Geschlecht, welches bisher von zärtlichen Gefühlen überflossen war, sogar da, wo es nichts zu empfinden gab, fieng an, der Seufzer und Thränen müde zu werden, und sich zu einem ernstern Tone hinaufzustimmen; es gefiel sich im Erhabenen. Junge Damen, wie Jacobi sagte, obwohl sie den halben Morgen vor dem Spiegel saßen, und ihnen Putz, Modegeschwätz und andere Albernheiten von der größten Wichtigkeit blieb, schwangen sich doch in höhere Sphären, oder ließen sich von den Kraft-Genies dahin empor heben. Den Charakter eines solchen lächerlichen Kraftmanns schilderte uns Jacobi

unnachahmlich schön mit komischer Laune in dem neuen Simson, (S. die neuesten Zürcherausgabe seiner Schriften III. B. S. 186). Hat doch die moralische Welt ihre Absätze in bestimmten Zeiträumen, während welchen eine Thorheit nach der andern auf die Schaubühne tritt, und sich wechselweis ablöst. Dieser unholden Modesucht arbeitete die ältere Iris entgegen. Sie bemühte sich die hochfliegenden Männlein und Weiblein wieder auf die Erde zum einfachen Leben herabzuziehen, durch Verbreitung vieler für die Frauenzimmer wissenswürdigerer Dinge, und durch belehrende Abhandlungen, wovon Jacobi in der neuesten Ausgabe seiner Werke einige als Muster aufbehielt, nämlich jene über die Reinlichkeit und über die Schamhaftigkeit.

Auch in Frankreich ward diese Iris mit großem Beyfalle aufgenommen. Zeugnisse davon finden wir in einem sehr witzigen, und noch heut zu Tage mit Vergnügen gelesenen politischen Werke, nämlich den *Espion Anglois*, der vom

Jahre 1777 — 1786 in 10 Octav Bänden *) angeblich zu London gedruckt erschien. Der Verfasser dieses Werkes gab einem englischen Mylord von allem bestimmte Nachricht, was in der sittlichen, politischen und litterarischen Welt zu Paris vorfiel.

Die berühmte Madame Geofrin, das geistreichste und feinste Frauenzimmer dieser unermeßlichen Hauptstadt, machte damals ein sehr glänzendes Haus; bey ihr versammelten sich fast täglich die gelehrtesten Männer, auch alle Fremde, die auf eine feine Bildung Anspruch hatten. Die Gesellschaft war eine ausgezeichnete Schule der Humanität; in ihr kam alles zur Sprache, was im litterarischen Fache nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande erschienen war.

In dem XIV. Briefe **), der überschrieben

*) Die ersten vier Bände hatten den Titel Observateur, der nachgehends geändert ward.

**) S. 282 — 319.

ist: Cours de politique à l'usage des Dames Alemandes et autres meldet der Correspondent dem Mylord folgendes: — „Wir befanden uns „bey Madame Geofrin; einige ausländische Ge„lehrte legten ein (politisches) Werkchen vor, „und mächtig der deutschen Sprache übersetzten „sie dasselbe zum Verständnisse und zur Beur„theilung der Anwesenden. Die Bearbeitung „schien wohlgelungen und preiswürdig; das „hierüber gefällte Urtheil sprach sich dahin aus: „Der Verfasser habe Belehrung mit feinem „Witz, neue Ansichten mit Wahrheitsliebe, „endlich das Angenehme mit dem Nützlichen zu „vereinen gewußt. Und da es verschiedene Ge„genstände in Beziehung auf Frankreich enthält, „folglich nicht außer dem Kreise meiner Betrach„tungen liegt, so hoffe ich, daß die Mitthei„lung Ihnen, Mylord, Vergnügen gewähren „werde. Vor allem aber muß ich Sie von dem „Ursprunge, dann von der Unterbrechung dieses „neuen Journals benachrichtigen."

„Der Herr Kanonikus Jacobi zu Düssel-

„dorf, ein Mann, der ausgezeichnete Kenntnisse „mit einem feinern Geschmacke verbindet, als sonst „die Gelehrten seiner Nation nicht besitzen, un„abhängig durch eine freye Lage und mächtig „angezogen von den schönen Wissenschaften, „ward durch die Frauenzimmer seiner Stadt „aufgefordert, sie in die Geheimnisse der Politik „einzuweihen, dabey aber zu verhüten, daß sie „nicht von jener tödtenden langen Weile, die „sie bey Lesung der Zeitungen sonst empfänden, „gemartert würden. Dieser liebenswürdige Ge„lehrte unterzog sich der Aufgabe. Bezaubert „von dem Werke Fontenelle's *) über die „Vielheit der Welten glaubte er, daß die Po„litik kein trocknerer und spröderer Stoff wäre, „als die Astronomie. Nach dem Beyspiele die„ses französischen Schriftstellers unternahm er

*) Das war wohl eine Einbildung des Franzosen. Jacobi spricht kein Wort von einer solchen Bezauberung durch Fontenelle, deren sein Geist auch gar nicht bedurfte. Anm. d. Herausg.

„nun ein belehrendes Werk unter dem Namen „Iris, in welchem er auch auf öffentliche „Angelegenheiten Rücksicht nahm. Die Auf- „schrift Iris entspricht ganz dem liebenswürdi- „gen Charakter des Verfassers; und das Werk „verbreitete seinen Ruhm unter feinen Nationen. „Unglücklicher Weise hat er den Stoff der Po- „litik zu sehr aufgehellt *); einige nordischen „Höfe wußten ihm wenig Dank für seine Frey- „müthigkeit, er gerieth darüber in Verlegen- „heit, und Vorwürfe, die er empfieng, und „geheime Verfolgungen nöthigten ihn, sein „Journal um seiner eigenen Ruhe willen aufzu- „geben, das von dem Oktober 1774 nur 15 „Monate dauerte."

So weit der Vorbericht des französischen Briefstellers; dann folgt die Uebersetzung selbst,

*) Jacobi's politische Uebersichten von Europa befin- den sich in der ältern Iris I. Bd. 3s Stück S. 92. — II. Bd. 3s Stück S. 246. — III. Bd. 3s Stück S. 216. — IV. Bd. 3s Stück S. 253.

mit einer algemeinen Einleitung in die Politik, endlich aber die merkwürdigsten Begebenheiten, die an den europäischen Höfen in Frankreich, in Rußland, Spanien, Deutschland England u. s. w. vorgefallen waren, alles mit vieler Kunst und Einsicht zusammengestellt.

Daß nun aus dieser Iris eine französische Uebersetzung mehrerer politischer Artikel erschienen wäre, darüber hatte ich schon früher die Versicherung aus Jacobi's eigenem Munde; doch nie hatte er gegen mich einiger Verfolgungen erwähnt, auch nie gegen mich mündlich geäußert ob er selbst Verfasser dieser Artikel gewesen sey, wohl aber widersprach er dieses oder scheint es zu widersprechen in der letzten Beylage zum IV. Bande der Iris. Indessen stieg bey mir der Zweifel auf, ob die Uebersetzung auch treu und gewissenhaft, und nicht etwa mit dem erfinderischen französischen Witze aus Nebenabsichten unterspickt wäre. In diesem Wahne ward ich dadurch bestärkt, weil der Franzose ganz gegen die Sitte seiner Landesleute, die nur das

bewundern, was unter ihnen einheimisch ist — unendlich vieles zum Lobe der deutschen, oder, wie er sich ausdrückt, nordischen Frauenzimmern sagt, von ihrer Strenge, ihrer Neigung sich zu unterrichten, ihrer Besonnenheit und ihrem Scharfsinne spricht, und dabey ihnen das Kompliment macht, daß sie Stärke des Charakters mit Grazie und Annehmlichkeiten verbinden, daß ihre kräftigern Organe, die zu ernsthaften Studien nöthige Geistesanstrengung begünstigen, und daß endlich, wenn sie auch, befreyt von den schwächlichen Zufällen und Nervenkrankheiten, die kleinen Artigkeiten der französischen Frauenzimmer nicht besäßen, sie dennoch durch einen männlichen und unerschrockenen Charakter schadlos gehalten würden; welcher sie vorzüglich zur Führung von Regierungsgeschäften geschickt mache. Hierauf geht der Schriftsteller auf die denkwürdigen Regierungsepochen der damals noch lebenden zwey großen Kaiserinnen Maria Theresia von Oesterreich und Catharina II. von Rußland über, worauf eine äußerst sinnreiche Parallele

zwischen Liebes- und Staatsunterhandlungen durchgeführt, und sehr witzig bewiesen wird, daß sie nach gleichen Grundsätzen gefördert würden.

Um die Richtigkeit der Uebersetzung zu prüfen, ließ ich mir die alte Iris, die ich nicht selbst besaß, von einem Freunde kommen, und fand wirklich, daß das Französische ziemlich treu mit dem Deutschen übereinstimmte, bis auf einige Auslassungen, die vielleicht den Genius der französischen Sprache angemessener in kurze Hauptbegriffe zusammengedrängt waren. Was übrigens der französische Uebersetzer am Schlusse seiner Einleitung sagt: Daß nämlich Jacobi die politischen Artikel der Iris wegen Neckereyen aufgegeben habe, scheint allerdings richtig zu seyn. Dann am Ende des IV. Bandes *) erklärt sich Jacobi in einer kurzen Beylage, daß er von nun an den Artikeln über Politik entsage. Auch liegt in diesem schönen Aufsatze ein Anstrich von Empfindlichkeit, der

*) Der alten Iris S. 269.

auf gehabte Verdrießlichkeiten schließen läßt. Er sagt freymüthig: „Die politischen Nachrichten hätte „er für zu unbedeutend gehalten, um von staats= „klugen Männern besichtiget zu werden, oder an „irgend einem Hofe den kleinsten Verdacht zu er= „regen. Dieß allein hätte ihn zu den Aufsätzen „ermuntert;" dann aber fährt er fort: „Ich „habe nie mit gedungener Feder geschrieben, „und werde es künftig weder selbst noch durch „andere thun. Auch der, der mit mir arbeitet, „muß ein freyer Mann seyn." Endlich bittet er seine Leserinnen um Vergebung wegen Aufhebung des Versprechens, dieselben mit Politik zu unterhalten, für die er schon andere Entschädigung leisten wolle.

Zum Schlusse fügt er noch die denkwürdigen Worte bey: „Ich fordere nichts von den Gro„ßen, will nicht durch empfangene Gunst, aber „auch nicht durch zugefügte Beleidigungen ihnen „ein Recht über mich geben; außer dem, wel„ches der König (von Preussen) über mich hat, „der unter die Zahl seiner Landes=Eingebornen

„mich aufnahm, und in seinem Reiche mir
„eine friedliche Wohnung vergönnte.“

Das ist die Sprache eines freyen unabhängigen und seinen Werth tief fühlenden Mannes. Seitdem folgten auch keine politischen Artikel mehr in der Iris; statt derselben aber eine kleine Einleitung zur Weltgeschichte für Frauenzimmer von Schlosser, die doch nicht weiter als bis zum Tode des persischen Cambyses geht. Mit dem 3ten Stücke des VIII. Bandes schloß Jacobi die ältere Iris. In der Vorrede desselben nimmt er Abschied von seinen Leserinnen, und spricht von unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihn nöthigten, diese Monatschrift aufzugeben, verheißt aber von nun an mit denselben sich in Wielands deutschem Merkur zu unterhalten.

Seit dem Jahre 1777 arbeitete also Jacobi vieles in dem Wielandischen deutschen Merkur, durch welchen so herrliche Ideen über Kunst, Litteratur und Geschmack in Umlauf gesetzt worden sind. Wieland gehörte unter die Herzens-

freunde Jacobi's. Die Verhältnisse beyder Dichter kann man am besten aus den vielen Briefen ermessen, die nach Wielands Tode bey Geßner in Zürich 1815 herauskamen; und mit Vergnügen wird man besonders jene im zweyten und dritten Bande lesen, die zwischen den Jahren 1769—1777 gewechselt worden sind. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Wielands kritische Feile, Mahnungen und Ermunterungen unendlich vieles zu jener klassischen Abglättung beygetragen haben, welche Jacobi's Geist so hervorstechend gemacht hat.

Abwechselnd mit geistlichen Beschäftigungen, und seines Lebens froh, machte Jacobi in den Zwischenräumen fast jährlich seine Lustreise theils nach Düsseldorf zu seinen Verwandten, theils nach Berlin, Gotha, Braunschweig, Frankfurt u. s. f., wo er überall liebevoll aufgenommen ward, und mit den berühmtesten Männer seiner Zeit in persönliche Bekanntschaft und herzliche Verbindungen kam. So wandelte er im Genusse der edelsten Freundschaft durch

ein freyes Leben, gehüllt in seine Ideenwelt, immer thätig in seinem Geiste, belehrend und vergnügend durch die unsterblichen Gesänge, die ihm seine Muse eingab, und die ihm das Wohlwollen der Zeitgenossen erwarb.

Aber nun sorgte das Schicksal, daß der berühmte Dichter wieder dem südlichen Deutschland zurückgegeben, und in eine mehr praktische Laufbahn versetzt wird, in welcher er durch Unterricht und Beyspiel vielen hundert Jünglingen, die zu seinen Füßen saßen, ein nützlicher Lehrer werden sollte. Im Jahr 1784 erhielt er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf an die hohe Schule zu Freyburg im Breisgau; die Gründe die ihn bestimmten denselben nicht abzuweisen, und sich neuerdings dem akademischen Leben mit Fleiß zu widmen, sollen sogleich weiter unten angeführt werden. Erlaube man uns nur vorläufig einige Bemerkungen zu machen, die der Zeitgeschichte angehören.

Als Jacobi in Freyburg ankam, fand er bereits einen guten wissenschaftlichen Grund

geebnet und fruchtbar gemacht. Denn schon unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia waren auf den österreichischen Schulen und Universitäten die vortheilhaftesten Umbildungen veranstaltet worden. Aber hier müssen wir noch einen Rückblick auf die früheren Zeiten werfen. Seit dem Jahre 1623, wo die Jesuiten zum erstenmale in Freyburg eingeführt wurden, hatten sich dieselben nicht nur der untern Gymnasialklassen, sondern auch der philosophischen und theologischen Lehrstühle ausschließend bemächtiget, und sie bis zu ihrer Austreibung im Jahre 1773 behauptet. Sie hatten über alle Geister eine weitgreifende Herrschaft befestigt; denn aus ihren Schulen und aus ihren Lehrbüchern gieng die Elementarbildung des Volkes aus, und mit ihr die höhere wissenschaftliche, die moralische und religiöse in alle Stände, weil man damals keine Auswahl hatte, anderswo, als bey ihnen, pädagogischen Unterricht zu nehmen.

Die Namen der grossen Männer, und so vieler gelehrten Litteratoren, die vom Anfang der Stif-

tung der Universität durch das XV. XVI. und das erste Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts diesen herrlichen Musensitz glänzend gemacht hatten, und deren Schriften man noch heute zu Tage mit Vortheil und Bewunderung liest, sanken nach und nach in unverdiente Vergessenheit. Die Lehrmethode der Jesuiten, mit denen das katholische Deutschland überschwemmt ward, ist zu Genüge gewürdiget worden, darf also hier nicht weiter beschrieben werden. Erst unter der Regierung der ebengenannten großen Kaiserin erlebten die Jesuiten bedeutende Demüthigungen durch das Hervorragende besserer Einsichten und auch durch die Verdienste von Männern aus andern geistlichen Orden, welche man ihnen vorzog und entgegensetzte, hauptsächlich in Freyburg von dem gelehrten Augustiner Professor Klüpfel. Ihre Entfernung war demnach sowohl für die schönen, als auch für die ernsthaften Wissenschaften eine große Wohlthat. Auf der andern Seite wirkte der Zeitgeist, der sein Reich immer weiter verbreitete, dem alt bestandenen Systeme

unaufhaltsam entgegen. Die Neigung sich gründlicher zu unterrichten, und die Liebe zu der höhern und auch zur schönern Litteratur gewann nach und nach die Oberhand; man las mit Vergnügen die besten deutschen Dichter, vorzüglich Wieland, der dem südlichen Deutschland ohnehin ursprünglich angehörte, und durch seinen deutschen Merkur, das erste regelmäßige Journal so vielen Geschmack für die schönen Künste und Wissenschaften einflößte. Hiezu kamen noch die Litteraturbriefe von Lessing und die so fruchtbare allgemeine deutsche Bibliothek, welche das Studium einer schärfern Kritik so wesentlich befördern half. Der Kreis gesunder Ideen ward erweitert, und die Sprache verfeinert.

Nachdem endlich Kaiser Joseph II. an die Regierung kam, dessen weise Gesetze durch die zugestandene Preßfreyheit die alten Fesseln sprengten, von denen die Geister so lang eingeengt waren, da erwachten in den meisten östreichischen Provinzen neue Lebensregungen; man schrieb und druckte seine Gedanken öffentlich,

die man ehedem einander kaum heimlich *per disciplinam arcani* mitzutheilen gewagt hatte. Es entstand durch alle wissenschaftlichen Fächer ein Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, der in Freyburg von einigen vortrefflichen Männern in der Schrift: Der Freymüthige, siegreich geführt ward. Ohnehin war auch schon früher in dieser aufgeweckten Stadt großer Zwang nicht leicht anwendbar; denn da sie an der äußersten Grenze Deutschlands gelegen ist, und immer ein freyer Verkehr mit Frankreich und der Schweiz bestand, war bey der Entwicklung aus den Augen der ehemaligen Finsterlinge des Hofes an keine enge Gedankensperre, keine Büchermauth, und strenge Censur zu denken. Es gab da nun offenen Raum, sich in dem Gebiete des Geistes frey zu bewegen.

Unter diesen Zeitverhältnissen ward Jacobi im Jahre 1784 von Kaiser Joseph II. als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften berufen. Es mochte ihm wohl hart ankommen, sich von dem Zusammenleben mit seinem Freunde Gleim

in Halberstadt zu trennen. Aber er ward auf andere Weise entschädigt. Einmal erhielt er einen bessern Gehalt; er war nach den Jahren bereits um einige Stufen des menschlichen Lebens vorgerückt. Seine Gesundheit hatte unter dem nordischen Himmel gelitten; er kam in einen der schönsten Striche des südlichen Deutschlands, reich an allen Erzeugnissen einer unerschöpflichen fruchtbaren Natur, wo die mannigfaltigsten Lebensgenüsse um die billigsten Preise zu haben waren. Endlich sah er auch der Freude entgegen mit einem seiner nächsten Verwandten, dem markgräflich=badischen Regierungsrath und Oberamtmann zu Emmendingen Johann Georg Schlosser, der nur zwey Stunden von Freyburg entfernt wohnte, vereinigt zu werden.

Unter solchen glücklichen Auspizien traf Jacobi in Freyburg ein. Sein Ruhm war ihm vorhergegangen, mithin fehlte es auch nicht an der besten und bereitwilligsten Aufnahme in den Zirkeln so vieler gebildeten Menschen dieser Stadt. Damals leitete alle wissenschaftlichen

fächer der einsichtsvolle Freyherr van Swieten zu Wien, der unsern Jacobi dem um die Beförderung des Geschmackes und der deutschen Kultur redlich besorgten Kaiser vorgeschlagen hatte. In dem Nachlaß unsers Dichters finden wir noch zwey Briefe von jenem gelehrten und großen Staatsmanne. In dem ersten vom 6. October wünscht van Swieten ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu seiner Ankunft Glück, und bietet ihm seine wohlwollende Unterstützung in allen Vorfällen an. Nach dem Umlaufe des ersten Lehrkurses hatte Jacobi einen Bericht nach Wien über seine Lehrmethode erstattet. In der Antwort vom 9. Februar 1785 kommen folgende merkwürdige Ausdrücke vor:

„Ich überlasse gerne jedem Lehrer, und vorzüglich einem Manne, wie Sie sind, die Anordnung der Vorlesungen; nur muß ich erinnern, daß jene über die klassischen Schriften der Alten, ob sie gleich hauptsächlich den Endzweck haben, zu der Lehre der schönen Wissenschaften vorzubereiten, doch auch dazu die-

„nen sollen, die neu erworbenen Begriffe der „Hauptlehre bey den Schülern durch eine „reitzende Wiederholung zu verstärken; und in „dieser Absicht sind auch für den ersten Jahr„gang zum Behufe der eigentlichen Philosophie „einige Dialogen des Plato, Cicero's Quaestio„nes Academicae und Horaz, für den zweyten, „zur Seite der Physik, Plinius, Lukrez und „Virgils Georgica gewählt worden. Die Ju„gend soll in den Klassikern, in denen sie bis„dahin nur Worte suchte, jetzt Sachen finden, „und wenn sie dann Sachen entdeckt, die auf „ihre erst erhaltenen Begriffe eine Beziehung „haben, oder wozu diese als Maaßstab dienen „können, so wird sie zur Vergleichung, zur „Entwickelung, zur Beurtheilung des Gedan„kens und des Ausdrucks ermuntert, und die „Bildung des Verstandes sowohl als des Ge„schmackes auf eine angenehme Art befördert. „Daß es zu Freyburg bey dem Griechischen „Anstand habe, wundert mich nicht. Es ist

„überall nicht viel besser; dafür wollen wir aber „mit der Zeit auch Hülfe schaffen."

Nach einem kurzen Zeitraume erwarb sich Jacobi auf der hohen Schule durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften, und durch das neu belebte Studium der alten Klassiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium errichtet, in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Fakultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühls für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Jeder konnte sich nach Belieben selbst einen Gegenstand zur Bearbeitung wählen; die Aufsätze wurden dann vorgelesen, und beurtheilt. Da zeigte sich bald ein löblicher Wetteifer des Geistes unter den Studierenden, der reichhaltige Früchte zum schönsten Gedeihen entwickelte.

Die Klassiker, besonders den Virgil und Horaz, erklärte und erläuterte er mit musterhafter Bestimmtheit und ästhetischer Einsicht.

Bey den Versen legte er im Vortrage auf die kurzen und langen Sylben und auf die Cäsur einen eigenen Nachdruck, der die Sprache harmonisch hob oder senkte. Der nämlichen Methode hörte ich auch in der mündlichen Deklamation der alten Dichterwerke den großen Homeriden Wolf in Berlin sich bedienen, die sich der alten griechischen Musik so sehr annäherte. Vielleicht war Jacobi's Deklamation noch ein Erbstück aus der alten Klotzischen Schule in Halle, in welcher der Dichter, wie gesagt, in seinen jüngern Jahren mit so großer Auszeichnung gearbeitet hatte.

Später hörte man den Dichter öfter über den Zeitgeist klagen, der durch andere meistens zwecklose Beschäftigungen das Vernachläßigen der klassischen Studien mit sich gebracht hatte. Er sagte einmal ganz treffend: „Unsere Mahler, „Zeichner, Baumeister, reisen nach Rom und „nach Griechenland, um die Kunstwerke des Al„terthums auszumessen, abzuzeichnen und ein„zustudieren. Aber wie wenige unserer Jüng-

„linge giebt es heute zu Tage, welche die un„erreichten Muster einer bessern und kräftigern „geistigen Vorwelt zu studieren sich bemühen, „die doch allein unser Gefühl für das Schöne, „Edle und Erhabene auszubilden und zu erhö„hen geeignet sind."

Indessen war es unverkennbar, daß Jacobi auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissenschaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da wo er das menschliche Herz ansprach mit seiner milden wohlwollenden Beredtsamkeit, da sprach sich jene Horazische *mitis sapientia Læli* aus, und nie schied er von seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben.

Seine öffentlichen Vorträge wurden nicht allein von den Studierenden, sondern auch von Zuhörern aller Stände, ohne Unterschied des Ranges, ja manchmal auch von Frauenzimmern, doch in seltenen Stunden besucht. Besonders geschah

dieses in den ersten Jahren seines Lehramtes. So geräumig auch der akademische Hörsaal war, so genügte er doch kaum für die Menge, die sich herzudrängte. Die zahlreichen jungen Theologen, aus denen damals das vom Kaiser Joseph zur Veredlung des geistlichen Standes gestiftete General-Seminar bestand, rückten, so sehr sie auch sonst mit anderen Arbeiten beschäftiget waren, meistens in Vollzahl aus, um seinen ästhetischen Vorlesungen beyzuwohnen, und um sich jene gefällige Darstellung zu erwerben, die sie für das Gedeihen ihrer Berufsvorträge in der Ausbildung mit Recht für nöthig erachteten. Dieser große Zusammenfluß wißbegieriger Zuhörer dauerte viele Jahre, während denen er in dem öffentlichen akademischen Hörsaale unausgesetzt lehrte. Als er endlich wegen Zunahme seiner Schwächlichkeit und der Beschwerlichkeit des Ausgehens in einem Zimmer seines eignen Hauses die Vorlesungen fortsetzen mußte, gab es oft mehr Zuhörer, als der Raum fassen konnte, und wohl geschah, daß mancher keinen Platz

fand. Nachdem er entkräftet durch Alter und vieljährige Anstrengungen, wegen der täglich mehr sichtbaren Abnahme seiner Gesundheit zwischen dem Jahre 1812—1813 seine Vorlesungen aufgeben mußte, hielt er an dem Tage, wo er die letzte beschloß, folgende kleine Anrede, von welcher ein flüchtiger Aufsatz mit einer schon wankenden Hand niedergeschrieben unter seinen Papieren sich vorfand.

„Ich schließe hiemit meine Vorlesungen, und „allem Anscheine nach ist dieses das letztemal, „daß ich öffentlich hier rede. Ich schließe mit „dem schmeichelnden Bewußtseyn, daß ich, ohne „eigennützige Absichten, aus dem reinsten Eifer „für die schönen Wissenschaften gearbeitet habe. „Nicht ohne Rührung nehme ich von Ihnen „Abschied, meine Herren, denn ich weiß, daß „ich so glücklich war, mir Ihre Liebe zu erwerben, und daß unter Ihnen viele bekannte und „viele mir unbekannte Freunde sind. Den gütigen Beyfall, den Sie meinen Vorlesungen „gaben, das freundschaftliche Zutrauen, womit

„Sie sich meines Rathes bedienten, die Empfin„dungen, mit welchen Sie die Nachricht von „meiner nahen Entfernung aufnahmen, alles „dieses erkenne ich mit dem aufrichtigsten Danke. „Seyen Sie versichert, daß die Erinnerung an „Sie und an diese Stunden, in welchen ich mit „Ihnen mich unterredete, mir allezeit schätzbar „seyn wird. Sollten Sie das Andenken an mich „in's künftige noch einigermaßen lieben, so er„neuern Sie zugleich die Eindrücke, die ich „vielleicht so glücklich gewesen bin, auf einige „von Ihnen zu machen."

„Bleiben Sie den schönen Wissenschaften ge„treu, ohne sich durch das Geschwätze des ge„lehrten und ungelehrten Pöbels abschrecken zu „lassen. Studieren Sie die Alten, als die „Quelle alles Schönen, und die Natur, die „man nie ungestraft verläßt, und unter den „neuern Schriftstellern diejenigen, welche der „Natur am sorgfältigsten folgten. Es ist ein „angenehmer Gedanke für mich, daß Sie in ver„schiedene Gegenden Deutschlands einst zerstreut

„werden. Wenn ein jeder in seiner Gegend „den Musen einige Freunde zu werben suchte, „welche Belohnung für mich, durch meine Er„munterung zu diesen neuen Colonien etwas „beygetragen zu haben!“

„Erlauben Sie, meine Herren, Sie noch „an Eins zu erinnern. Sie wissen, wie behut„sam ich war, durch keinen leichtsinnigen Scherz „die guten Sitten zu beleidigen; Sie wissen, „daß ich, gleich im Anfange meiner Vorlesun„gen, Ihnen die schönen Wissenschaften so vor„stellte, wie sie die Religion in einem höhern „Glanze zeigen, ihre Lehren sanft und verträg„lich machen, und die Tugend mit der „Freude versöhnen können. Sie wissen fer„ner, daß ich über die Schriften großer Män„ner freymüthig mein Urtheil sagte, und jedes „Vorurtheil der Wahrheit aufopferte; allein es „geschah ohne bittere Spötterey, allezeit mit „der Ehrfurcht, die man dem Genie schuldig „ist. Ich wünsche, daß diese Gesinnungen sich „Ihnen mitgetheilt haben, und daß Sie, eben

„so wie ich, dafür halten, ein Freund der Musen „müsse das Schöne lieben, das, was uns „heilig seyn soll, verehren, und durch seine „Denkungsart noch mehr, als durch sein Genie „über andere sich erheben."

„Sollte man einst, welches denjenigen sonst „immer zu begegnen pflegt, deren Name nicht „ganz unbekannt bleibt, meinem Charakter eine „Niederträchtigkeit andichten, so hoffe ich unter „Ihnen einige zu finden, die für mich zeugen."

„Mein letzter Wunsch ist, einen Nachfolger „auf der hiesigen Universität zu haben, der mit „größeren Talenten, als ich, aber mit eben „dem guten Herzen für die Ausbreitung der „Wissenschaften arbeite, die unsere Tage ver„schönern. Leben Sie wohl!"

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck dieser Abschied des greisen Dichters auf die Gemüther der jungen ihn kindlich liebenden Zuhörer machte; sie waren innigst tief und bis zu Thränen erschüttert. Sie fanden in dieser letzten Anrede den treuen Abdruck seines liebevollen

Charakters, und giengen herzlich gerührt, schweigend und mit Dank erfüllt auseinander. Die Rede für sich selbst bedarf keines Komentars.

Trotz eines ungünstigen Vorurtheils, welches man ehemals auf einigen österreichischen Schulen gegen einen ausländischen Lehrer hatte, der nicht im Kaiserstaate geboren und gebildet worden, oder gar von einer fremden Religion war, fand Jacobi dennoch von seinen Collegen im Lehramte freundliche Aufnahme; es waren berühmte Namen unter denselben. Um nur einige Verstorbene zu nennen, führe ich Mederer, Jellenz, Dannemayer, Klüpfel, Gebhard, Petzeck u. s. f. an, über deren Verdienste die Zeitgenossen schon abgeurtheilt haben, und zu deren rühmlichen Andenken die Nachwelt noch mehrere Lebende einst beygesellen wird. Er wußte die Liebe Aller ohne Ausnahme zu gewinnen, ward sogleich einheimisch, theilte aufrichtig mit ihnen die Sorge für die Lehranstalten, und ließ sich nie durch irgend eine Nebenrücksicht von dem abwendig machen, was der Gesammtheit frommen

konnte. Wenn gleich festen Willens, suchte er doch nie mit Heftigkeit jemand seine Meinung aufzudringen, sondern übte die in den gesellschaftlichen Unterhandlungen so seltene Kunst aus, mit liebreicher Verständigkeit und durch überlegene Gründe das zu erringen, was er nach seiner innigsten Ueberzeugung für das Beste hielt.

Daher übertrugen ihm auch seine Collegen gern alle akademischen Würden. Man sah ihn als Rector der hohen Schule nicht nur an der Spitze der gelehrten Anstalten, sondern auch in den Versammlungen der breisgauischen Landstände, ihn — den einzigen Protestanten — als zeitliches Haupt eines katholischen Lehrkörpers, auf der geistlichen Bank seine Stelle unter den geistlichen Kirchen-Prälaten des Landes einnehmen, ohne daß von Seite der Beysitzer und Stimmführenden auch nur eine mißfällige Miene, noch weniger ein Einspruch gemacht worden wäre. Sein reiner Sinn für alles, was ihn recht und gut däuchte, seine ach-

tungswerthe Denkart erreichte mit eindringender Beredtsamkeit und fast ohne Widerspruch immer das, was mancher durch die feinsten Wendungen der sogenannten Politik nicht leicht hätte erzwecken können. Man kam ihm, der immer ohne Partheysucht sprach, mit offenem Vertrauen freywillig entgegen.

Obschon Jacobi kein praktischer Geschäftsmann war, ja meistens unbekümmert um die Angelegenheiten des täglichen Lebens mit seinen Ideen in einer poetischen Welt lebte, so leitete ihn doch der rechtliche Sinn seines Gemüthes und die Klarheit seiner sittlichen Anschauung zu einem dem vorgelegten Falle immer angemessenen Urtheile, welches so schön, wie er es immer vermochte, ausgesprochen, nicht anders als gefallen und eindringen konnte. Wenn ihm auch vorläufige mühevolle Informationen nöthig waren, so wußte er sich doch durch die Schwierigkeiten fleißig durchzuarbeiten, alles richtig aufzufassen, und mit Besonnenheit zu entscheiden. Ein Beweis, daß die Natur ihn mit ihren Gaben vielseitig ausgestattet hatte.

Sehr unrecht würde man Jacobi thun, wenn man der Vermuthung Platz geben wollte, als habe er der Religion seiner Väter etwas vergeben, um dadurch seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten seines neu angenommenen Vaterlandes zu befestigen. Solche Künste verschmähte, ja verabscheute sein offener Charakter. Fest hieng er an der Lehre seiner Kirche, machte kein Geheimniß daraus, und die allgemeine Achtung, die ihm zu Theil ward, war ganz und fest auf seinen innern Werth gegründet, ja, was man bey dieser Gelegenheit mit Unrecht verschweigen würde, auf das vorurtheilfreye Erkenntniß seiner Verdienste von Seite seiner Mitbürger, die, ohne Rücksicht auf Geburts- und Religionsverhältnisse, den Tugenden Gerechtigkeit widerfahren ließen, wo und an wem sie dieselben fanden.

Einer der schönsten Züge, die Jacobi's moralischen Charakter auszeichneten, war jenes unerschütterliche und feine Gefühl für Wahrheit,

für Gerechtigkeit, für das Rechthandeln, und für alles, was das Unrecht verhindert; ein Zug, der nur jenen Geistern eigen ist, die von den Vorschriften der Religion und der Moral durchdrungen sind.

Wenn der Grundsatz: *Nil conscire sibi, et nulla pallescere culpa*, schon für sich Trost ist, so spricht er sich am schönsten durch das praktische, entschlossene Widerstreben gegen alles aus, was einem rechtschaffenen Mann in seinem Herzen als Unrecht erscheint.

Indessen war der edle und mildgesinnte Dichter selbst für sich arglos, und hatte von allen Menschen eine so gute Meinung, daß er sich oft mit Mühe in den Fall hineindenken mußte, in welchem ein Mann unrecht zu handeln geneigt seyn könnte. Als einer seiner Freunde, ihn, den Treuherzigen, der alle Menschen nach seinen eigenen Gesinnungen beurtheilte, sich durch seine Pflicht veranlaßt fand, auf eine vorgefallene doch verdeckte Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen, auch ihm den Fall nach allen Umständen vor-

getragen hatte, sagte Jacobi nachdenkend und ganz unbefangen: „So etwas ist ja unmög„lich!" Auf die Frage warum? antwortete er: „Es ist ja nicht recht! Edler Mann!" sagte der Freund, „die Sie an der Möglichkeit einer „Handlung zweifeln, weil sie Ihnen als Unrecht „auffällt, und weil Sie selbst immer nach den „ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit zu handeln „gewohnt sind, sie ist doch nicht minder wahr!" Nun mußten ihm noch einmahl die tief liegenden Absichten entwickelt werden, die dem gegebenen Falle zu Grunde lagen, und jetzt erst brach der Dichter in Ausdrücke des gerechtesten Unwillens aus, und gab mit vielem Scharfsinne Mittel und Wege an, die schlimmen Absichten, wo nicht zu hindern, welches nach Lage der Sache nicht ganz thunlich war, aber doch dieselben in ihren Folgen so viel möglich zu entkräften.

Bald nach Jacobi's Ankunft veranstaltete sein Freund, der Geheimerath Schlosser in Emmendingen, eine kleine Ausgabe seiner schönsten deutschen Lieder, und ließ sie (1784), zu

Tafel abdrucken. Sie wurden vielfältig in Musik gesetzt, und zum Klavier in guten Gesellschaften gesungen. Der Dichter widmete indessen seine Aufmerksamkeit dem ihm aufgetragenen Lehramte, und gab nicht von seinen Geisteserzeugnissen eher etwas heraus, als im Jahre 1795, wo das von ihm sogenannte überflüssige Taschenbuch bey Perthes in Hamburg gedruckt, und fünf Jahre lang fortgesetzt ward.

In eben diesen Zeitpunkt (1795) fällt auch ein interessantes Werk, die Beschreibung einiger von den vornehmsten geschnittenen Steinen aus dem Kabinette des Herzogs von Orleans. Diese kostbare Sammlung ward von dem Abbé la Chau, und dem Abbé le Blont zu Paris im Jahre 1780—1782 in zwey Foliobänden französisch bearbeitet, und mit Kupferstichen herausgegeben. Jacobi machte daraus einen Auszug von den vorzüglichsten Steinen mythologischen Inhaltes, und gab denselben deutsch, mit Noten begleitet, heraus. In einem mäßigen Quartbande ward er zu Zürich im Jahre 1796 bey

Orell Füßli und Compagnie gedruckt, und mit genau nachgezeichneten Kupfern ausgestattet. In der Uebersetzung ist der französische Wortschwall, der hie und da vorkömmt, in feste Dämme zurückgedrängt; die mythologischen und kritischen Anmerkungen Jacobi's geben diesem Werke einen vorzüglichen Werth, wie denn so manche französische Geistesarbeiten, von dem genauern deutschen Fleiße nochmals übersehen und geläutert, in der Uebersetzung sehr gewonnen haben. Man lese z. B. die Anmerkungen, die Jacobi über die mythologische Abbildung des Todes zu diesem Werke gemacht hat. Zu bedauern ist es, daß diese Arbeit, die so wichtig für die Kunstgeschichte ist, nicht fortgesetzt worden. Allein ein Heer von Neufranken war im Jahr 1796 in das Breisgau eingefallen, und zog nach der Donau durch Schwaben; da mußten die friedsamen Musen unter dem Waffengetümmel verstummen. Doch kaum leuchtete die Hoffnung des Friedens, so erhob Jacobi's Muse wieder ihre Stimme. Im Jahre 1803 gab er das uns

theure Geschenk seiner jüngern Iris heraus, die dann auch bis zum Jahre 1813 fortgesetzt ward. Von der ältern Iris und ihrem Zwecke habe ich oben gesprochen; seit ihrer Erscheinung hatten sich die Zeiten mächtig geändert. Man war jetzt der überspannten und angemaßten Empfindsamkeit, der jene Iris entgegengearbeitet hatte, allgemein abhold geworden, und von dem darauf folgenden Sturm- und Kraft-Paroxismus kehrte man zu einem nüchternen Zustand zurück. Hiezu trugen ohne Zweifel die Nachwehen der vieljährigen Kriegsleiden das ihrige bey, welche die Leute zur Besonnenheit brachten.

Aus Jacobi's ästhetischer Schule waren seit 19 nun verflossenen Lehrjahren treffliche Lehrlinge hervorgegangen. Männer aus Süddeutschland, und die vielen Gelehrten der Freyburger Akademie, welche den Eigenschaften des liebenswürdigen Dichters huldigten, hatten sich mit offenem Herzen an ihn angeschlossen; auch waren ihm seine entferntern Freunde im Norden

nicht fremd geworden. So ward diese Iris von Vielen mit den mannigfaltigsten Gaben ausgestattet, und erschien nun in verjüngtem Glanze. Die sorgsamste kritische Strenge bewies der gewissenhafte, zartfühlende Dichter bey der Aufnahme dargebotener Arbeiten; alles mußte nicht nur höchst sprachrichtig, sondern auch gehaltvoll an Gedanken und Empfindung und sittlich rein sich darstellen. Kein Wort, kein Ausdruck ward geduldet, wodurch auch nur eine entfernte Nebenidee hätte erweckt werden mögen, die als zweydeutig in einer gebildeten Gesellschaft hätte Anstand finden können. Daher so viele treffliche Aufsätze, die durch Lebhaftigkeit, Neuheit, Witz und Herzenserhebung im ernsten moralischen Sinne sich auszeichneten. So wirkte die Iris auf Bildung des Geschmackes, auf Erheiterung des Geistes und auf Belebung der Sittlichkeit.

Von der Würde eines Dichters und der Poesie hatte Jacobi einen sehr hohen Begriff. Nie ließ er seine Muse zur Besingung unwichtiger Begebenheiten oder zur Beförderung frem-

der Absichten, denen nicht eine strenge Würde und großes Interesse unterlag, gebrauchen. Seine Grundsätze über diesen Gegenstand entwickelt ein Aufsatz in der Iris vom Jahr 1806 S. 252, auch in seinen Werken B. V. S. 204; so wie ein anderer belehrender sehr komischer Aufsatz: Es ist nicht gut der Poet im Dorfe zu seyn, im B. II. S. 156. Vergebens bemühte man sich, der Lyra des Dichters Töne abzulocken, wenn der Gegenstand, der gefeyert werden sollte, nicht ein höheres Interesse in sich trug; aber gern gehorchte er einer Aufforderung, die sein Herz und Mitgefühl ansprach. Einer tief gebeugten Bürgerin, die ihn um eine Inschrift auf den Grabstein ihres verstorbenen Lieblings ansprach, schlug er die Bitte nicht ab, nachdem er kurz vorher der feyerlichen Deputation einer sonst ehrwürdigen Körperschaft, welche für die Tochter eines höhern Staatsbeamten ein Epithalamium zu erhalten wünschte, mit höflichen Entschuldigungen und aus guten Gründen, die Eingang fanden, abgewiesen hatte. Er meinte, Poesieen

ließen sich nicht bestellen, wie die Kunstwerke eines mechanisch arbeitenden Künstlers; selbst diese würden nicht einmal etwas erträgliches liefern können, wenn sie nicht von einem würdigen und ergreifenden Gegenstand durch Genie beseelet würden; der Dichter müsse also von dem Gegenstand seiner Arbeit ganz beseelt werden, sonst würde er nur Verse und Reime hervorbringen, oder wie der alte Sänger Phemios in der Odyssee nur aus Zwang und Noth seinen Buhlern vorsingen; bey Gedichten müsse unter der gediegenen Sprache ein großer Gedanke, auch eine das Herz ansprechende Empfindung zum Grunde liegen, wie die Folie unter einem zur Fassung in Gold bestimmten Edelsteine; große Gedanken aber bieten sich dem Geiste bey einem Stoffe von gemeinem Gehalte nicht dar, und Empfindungen ließen sich auch da nicht erkünsteln, wo es an einem kräftigen Interesse ermangle.

An trefflichen Dienstleistungen und an der Würde seines Amtes ließ er es nie gebrechen,

wenn er bey großen Gelegenheiten zu öffentlichen Vorträgen aufgefordert wurde. So hielt er zwey meisterhafte Reden, voll von jenen erhabenen und rührenden Ergießungen der Beredtsamkeit, die aus dem Herzen hervorquellen, die eine auf den Tod des unvergeßlichen Kaisers Joseph II., die andere auf seinen Nachfolger Leopold II. (in den Jahren 1790 und 1792.) Ohnehin war ihm die praktische Kanzelberedtsamkeit nicht fremd; schon während seines theologischen Studiums hatte er sich darin geübt. Von ihm sind noch in Handschrift zwey Reden übrig, die er als Kanonikus von Halberstadt im Jahre 1772 in der Kirche zu Düsseldorf hielt; auch während seinem Lehramte zu Freyburg begab er sich öfters nach Emmendingen, einem evangelischen Städtchen, wo sein Freund S ch l o s s e r wohnte, und bestieg dort mit Erlaubniß der Superintendentur die Kirchenkanzel, um die christliche Versammlung seiner Glaubensgenossen durch öffentliche Vorträge zu erbauen.

Bis zum Jahre 1792 lebte J a c o b i im leb-

gen Stande. Darob verwunderte man sich um so mehr, da er als Dichter so vieles Gefühl und so große Empfänglichkeit für das häusliche Glück bewies. Ob es Liebe war zur Unabhängigkeit, die manchem, den Wissenschaften dienenden Geiste so oft theuer ist, oder ob seine Phantasie noch nicht das Ideal gefunden hatte, von welchem er ein unverrücktes Lebensglück erwartete, läßt sich mit Gewißheit nicht wohl bestimmen. Wenigstens hatte er bisher nicht den eigenen Heerd unter dem Auge einer sorgsamen Hausfrau rauchen gesehen; er gieng meistens bey andern Familien zu Tische. Der Schwelle des Alters sich nähernd, fand er jedoch, wie so mancher, daß es dem Menschen nicht gut sey, allein zu seyn. Darüber sprach er sich aus in einem schönen Gedichte *); sah sich um eine treue Gefährtin um, die ihm die Mühseligkeiten des Lebens ertragen hülfe, suchte und fand sie unter den

---

*) Siehe Iris von 1812. S. 64.

schönen Töchtern der einsamen H e r c y n i s c h e n Wälder. Dort hatte schon vor mehr als tausend Jahren sein Geistesverwandter, der römische Dichter A u s o n i u s, nach der siegreichen Schlacht, die der Kaiser Valentinian im Jahre 368 gegen die Allemannen gewann, die schöne in seinen Dichtungen viel besungene B i s s u l a nicht ferne von den Quellen der Donau gefunden. Wer erinnert sich hier nicht an die in den römischen Liedern verewigte [illegible]

„Bissula nascentis conscia Danubii."

Auch J a c o b i erkohr sich aus dem düstern Tannenhaine seine [illegible], in welcher er viele bildsame Eigenschaften fand; er nahm sie anfänglich in sein Haus, und während sie mit treuer Anhänglichkeit die Wirthschaft besorgte, bildete er ihre guten Anlagen aus, und reichte ihr dann seine Hand *). Die getroffene Wahl, bey welcher ihn nur sein Herz leitete, billigten seine Freunde und Verwandten. Auch erlebte

---

*) Den 26. Nov. 1792.

er bald Vaterfreuden; denn es ward ihm im Jahre 1794 ein Sohn geboren, der sein zunehmendes Alter durch viel versprechende Anlagen und Naturgaben erheiterte.

Seine Gattin besang er oft unter dem Namen Naide in zärtlichen Liedern. Ueber das Glück seines häuslichen Lebens finden wir rührende Schilderungen in seinen Gedichten. Das Vaterland der alten Allemannier, der Schwarzwald, von welchem er die Quelle seiner reinen Freuden herabgeleitet hatte, ward durch einen Gesang verewigt *), den niemand ohne innige Theilnahme lesen kann. Alles, was vom Schwarzwalde kam, war dem Dichter theuer und lieb. Dessen Thäler und Gebirge sind von einem kräftigen, und bey einem stillen, genügsamen Hirtenleben erfinderischen Menschenstamme bewohnt, der seinen Geist an vielen mechanischen Kunstwerken beständig übt. Von dort kommen so viele künstliche und mit musikalischen Ein-

*) Jacobi's Werke I. Bd. S. 1.

richtungen ausgestattete hölzerne Uhren, die im Handel bis nach America und Asien gehen. Fand doch der gelehrte russische Leibarzt Dr. Rehmann auf seiner Reise nach den Grenzen von China mehrere der Schwarzwälder-Landsleute, die ihn in der Hauptstadt Casan mit Jubel empfiengen, und von da aus den Handel mit ihren Schwarzwälder-Waaren nach Siberien trieben. Jacobi ward von seiner Naide mit einer Schwarzwälder-Uhr beschenkt; die Hand der Geberin machte sie zum doppelt lieben Hausgeräthe; sie hieng immer zunächst seinem Bette, war oft ein Vorwurf seiner Aufmerksamkeit, und seiner fleißigen Untersuchung ihrer mechanischen Bewegungen. Auch besang *) er sie in einem Liede, das mit ganz unübertrefflichen, und das innere Gefühl sanft erweckenden Gedanken ausgestattet ist. Kein Stoff war für die Bearbeitung so spröde, dem der sinnreiche Dichter durch den Zauber seiner Einbildungskraft nicht eine

*) Jacobi's Werke I. Bd. S. 144.

interessante Seite abzugewinnen vermochte, wenn er nur eine Beziehung darbot, die mit der Würde des in süßen Tönen sich aussprechenden menschlichen Herzens in Einklange stund. So war gewiß seine beschränkte Wohnung in einer volkreichen Stadt kein fruchtbarer Gegenstand einer poetischen Betrachtung; allein man lese die in Prosa für seine Schwestern verfaßte Beschreibung derselben *). Hier ist im Grunde keine eigentliche Dichtung, wohl aber das Bild einer reinen Genügsamkeit, beneidungswerther Zufriedenheit, und jener glücklichen Lebensphilosophie, die es versteht, aus allen Umgebungen Genuß und Vergnügen zu ziehen, und das Glück des einfachen häuslichen Lebens durch eigene Ansichten zu steigern. Keinem, der nicht Jacobi's innern Seelenfrieden besäße, würden so meisterhafte Schilderungen gelingen.

Während den Ferien fand Jacobi seine Erholung in dem artigen Landstädtchen Emmendin-

---

*) Iris v. 1809 S. 279.

gen, wo — im Vorbeygehen sey es gesagt, der große Mathematiker Keppler seinen ersten litterarischen Unterricht empfieng, und das Einmaleins lernte. — Dorthin zog er zu seinem Freunde Schlosser und zu dem Oberforstmeister Freyherrn von Zink. Von dem erstern geschah schon oben Erwähnung. Schlosser, sein Verwandter, gebürtig aus Frankfurt am Mayn, war ein Mann von seltenen Geistesgaben, gebildet in der Schule Plutarchs und vieler andern griechischen Weisen und römischen Klassiker, Mitarbeiter an Iselins Ephemeriden der Menschheit, unbestechlicher Freund der Wahrheit, eifriger Verbreiter der gesundesten Grundsätze über Moral, Politik, Erziehungswesen, Geschäftsleben, Landesverwaltung, ein immer gerüsteter Beschützer seiner Amtsuntergebenen; wofern denselben von oben herab etwas aufgebürdet werden sollte, das er für Unrecht hielt. An ihm bewunderten seine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes oft *indictum ore alio.* Was man ihm vielleicht mit Unrecht vorwarf, war, daß er

bisweilen aus bloßer Laune zu polemisch gewesen seyn soll.

Der Freyherr Friedrich von Zink, in Thüringen, in dem Orte Sattelstädt geboren, war ein durch sein Vermögen unabhängiger Edelmann, hatte sich die lieblichste Gegend des Breisgaues mit seiner geistreichen Gattin zum Wohnsitze gewählt, und ward gerühmt wegen seinem Geiste und der guten Aufnahme der Fremden in seinem gastfreyen Hause, auch wegen der edlen Verwendung seiner Muße auf wissenschaftliche Beschäftigungen, und weisen Lebensgenuß. In Jacobi's Schriften finden sich mehrere Beweise seiner glücklichen Dichtungsgabe, und einer reinen gefälligen Prosa.

Mit diesen geistverwandten Männern brachte Jacobi im freundlichsten Umtausche von Herzensergießungen gerne einige Wochen zu. In ihre Gesellschaft kam auch der ehrwürdige blinde Dichter Pfeffel, sonst wohnend in der Stadt Colmar jenseits des Rheines im Elsasse, 6—7 Stunden von Freyburg entfernt. Schon im

zwanzigsten Jahre seines Alters ward Pfeffel des Augenlichtes beraubt; aber die wohlthätige Natur entschädigte ihn, wie einst den Vater der Dichter Homer und den englischen Sänger Milton, für die Blindheit, durch die Anzündung eines hellern Lichtes in seinem Geiste zur innern Anschauung. Sie erweckte lebhaft seine Phantasie zur Gestaltung fröhlicher Bilder, die sein Leben erheiterten. Pfeffel und Jacobi besuchten einander wechselweis ein Jahr um das andere, und verlebten dann immer einige genußreiche Tage. Mehr von Pfeffel, der die Töne der deutschen Muse zur Ehre unserer Sprache und Nation auf der französischen Grenze vernehmen ließ, enthalte ich mich, vieles zu sagen, weil Jacobi seine Verdienste in einem Aufsatze, betreffend seine Verhältnisse mit ihm, durch ein Denkmal in seinen Werken *) verewigt hat. Die Tage, welche Pfeffel in Jacobi's Hause zubrachte waren auch für

*) Jacobi's Werke VII. Bd. S. 128.

seine andren Freyburger-Freunde höchst erfreulich. Es war ein wahres Vergnügen den beyden alten Dichtern zuzuhören, wie sie ihren Geist in unerschöpflichen Anekdoten, witzigen Einfällen, und in Erzählungen von der jetzigen und der vergangenen Welt ergossen. Ein Gedanke erzeugte den andern. Jacobi las seinem Freunde immer die neuesten Arbeiten seiner Muse vor, Pfeffel ließ die seinigen vorlesen, und dann theilten sie sich ihre ästhetischen Urtheile mit, und unterwarfen ihre Arbeiten der kritischen Feile. Lange hörte man sie oft über einzelne Worte oder die poetische Harmonie eines Verses streiten.

So gerne Jacobi einsam in seinem Zimmer war, so sehr liebte Pfeffel Bewegung und Spaziergänge auf dem freyen offenen Felde. Diesen Wunsch befriedigten Jacobi's Freunde gerne; sie führten den blinden Dichter am Arme vor die Stadt, und er liebte es sehr, wenn man ihm alle merkwürdigen Gegenstände erklärte, die in den Umgebungen des Feldes aufstießen. Einmal verlangte er, man sollte ihn auf einen

benachbarten Hügel führen, von welchem eine herrliche Aussicht in verschiedene Thäler war. Der Wunsch eines so ganz aller Sehekraft beraubten Mannes kam zwar den Freunden etwas sonderbar vor. Doch erfüllte man denselben, und angekommen auf der Höhe neben einer Feldkapelle setzte man ihn unter eine alte Linde, bezeichnete ihm durch Führung seines Arms wie mit einem Augurstabe die vier Weltgegenden, und beschrieb ihm sodann die Thäler, Waldungen, Gebirge, Mühlen, Dorfschaften u. s. f. Fröhlich versicherte er, daß er die Gegenstände ganz genau in seinem Geiste sah, und sie mit seinem Dichtungsvermögen vollkommen ausmahlen könne. Ohne Zweifel halfen ihm hiebey die Erinnerungen aus seinen Jünglingsjahren, die ihm die Formen und Erscheinungen der äußern Welt in das Gedächtniß zurückriefen.

Aber noch eine höchst sonderbare Eigenschaft besaß der blinde Dichter, daß er nämlich es sogleich empfand, wenn man auf dem offenen Felde mit ihm etwa an einer Mauer vorbey gieng; wo-

ferne man ihm auch nichts sagte, so unterließ er nie sogleich davon zu benachrichtigen, daß man in einer ganz oder theilsweis geschlossenen Umgebung vorbeygehe. Er behauptete eine eigene Empfindung in diesem Falle zu haben; sie muß sehr leicht zu erregen gewesen seyn, vermuthlich wegen dem unterbrochenen Luftstrom. Allein, da sie sich auch einstellte, wenn ganz stilles Wetter war, so glaubten einige, die Wirkung käme von dem Galvanismus oder thierischen Magnetismus her, der von festen Körpern ausströmt, und nach physikalischen Beobachtungen einen sich ankündigenden entschiedenen Einfluß auf den menschlichen hat.

Pfeffel sagte oft, er fände sich weit glücklicher, blind, als taub, zu seyn; sein Geist wäre immer heiter durch das innere Zurückblicken auf sich selbst, und die Verbindung, die er durch die Sprache mit der Außenwelt unterhielt, und welche ihn in den Stand setzte, seine Ideen mit jenen seiner Freunde in jeder Minute auszuwechseln.

Unter so mannigfaltigen Lebensfreuden konnte Jacobi, nach dem den Sterblichen beschiedenen Loose, einigen Unannehmlichkeiten doch nicht entgehen. Die Doblerische Schauspieler-Gesellschaft befand sich im Jahre 1791 zu Freyburg. Auf ihr Bitten schrieb Jacobi ein kleines Lustspiel *) in einem Aufzuge: Die Wallfahrt nach Compostel. In demselben befindet sich auch nicht das mindeste Wort, das den in einigen katholischen Ländern damals noch üblichen Gebrauch der frommen Wallfahrten nach gewissen auswärtigen Kirchen lächerlich gemacht hätte, einen Gebrauch, dem schon längst unter der Regierung der frommen Kaiserin Maria Theresia durch eine eigene Verordnung Schranken gesetzt waren. Allein es gab Schwache an Geist, Betbrüder und Betschwestern, die an diesem genialischen Lustspiele Aergerniß nahmen, und darüber einen ungebührlichen Lärm in der Stadt verbreiteten. Selbst ein General, dessen Name

*) Jacobi's Werke IV. Bd. S. [illegible]56.

jetzt längst in Vergessenheit gesunken, drohte mit Ingrimme, dem Hofe eine Anzeige zu machen. Allein die Polizey und die Censurbehörden ließen sich das Stück vorlegen, und befahlen, daß es ohne Bedenken aufgeführt werden möge. So erfuhr Jacobi eben das, was Molieren mit seinem Tartüffe, und dem seligen Gellert mit seiner Komödie die Betschwester widerfahren war, die aller Widersprüche ungeachtet am Ende doch aufgeführt wurden, und viele Menschenkinder ergötzten. Vieles Gelächter mußte es erregen, als man bald darauf in allen Zeitungen las: „Jacobi's Schauspiel „wäre in einem gewissen Kapuzinerkloster in „der Faßnacht zur Belustigung der Gäste aufge„führt worden."

Das zweyte Fall hätte wohl ernsthafter werden können. Die französische Staatsumwälzung war ausgebrochen, und das Breisgau als Grenzprovinz am nächsten der Gefahr einer Ausbreitung revolutionärer Grundsätze bloßgestellt. Die Hauptstadt Freyburg füllte sich nach und nach

mit ausgewanderten Layen und Priestern; unter beyden gab es viele bescheidene, stilldul-dende, aber auch sehr zudringliche, insolente, und alles, was nicht französisch war, wo nicht öffentlich, doch heimlich verachtende Menschen.

Der offenherzige und Wahrheit liebende Jacobi verbarg seine Meinung über die französische Staatsveränderung keineswegs, lobte, was daran ursprünglich lobenswerth erschien, tadelte aber auch offen, was er aus vernünftigen Grundsätzen zu mißbilligen fand. Viele französische Gelehrte, die nach Freyburg gekommen waren, besuchten fleißig das Haus unsers Dichters. Unter diesen will ich nur im Vorbeygehen auszeichnen den berühmten Mallet du Pan; sodann den halbblinden Dichter Delisle, bekannt durch seine Uebersetzung der Gedichte Virgils über den Landbau, auch Verfasser des geistreichen Lehrgedichtes über das Gartenwesen und eines andern über das Mitleid. Der Mann besuchte öfters Jacobi des Abends, hatte ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, und

sagte ganze Gesänge seiner Dichtungen auswendig her. Auf Befragen, warum er diese Gesänge nicht lieber niederschriebe, antwortete der Dichter: Einmal, weil er wegen Augenschwäche nicht wohl selbst zu schreiben vermöge, sodann weil er besorgte, daß die geistreiche Gesellschafterin, die er bey sich hatte, und welcher er zuweilen doch nur stückweis Verse diktirte, ihm vielleicht etwas von seinen Dichtungen entwenden möchte, um es bekannt zu machen, wie es ihm schon früher geschehen seyn soll. Deswegen vertraute er seines Geistes Eigenthum niemanden mehr, als seinem eigenen treuen Gedächtnisse an, und nur dann, wenn er ein ganzes Gedicht in seinem Kopfe fertig hatte, sagte er es allenfalls in die Feder, und nahm die Handschrift sogleich zu sich.

Den gelehrten Franzosen war Jacobi's Ruhm längst bekannt, theils durch die bereits oben erwähnte Uebersetzung einiger seiner frühern Werke, theils auch durch ein entscheidendes Urtheil, welches in der zu Paris im Jahre 1777

in 4 Bänden erschienenen *Nouvelle Bibliothèque d'un homme de goût* vol. I. S. 363 sich so ausspricht.:

« Ce poëte mérite une place distinguée « parmi les Poëtes les plus aimables. Ses ou- « vrages ont cette fleur de sentiment et de « delicatesse, qui doit perdre beaucoup de son « prix, en passant dans une langue étrangère: « il faut s'imaginer ce que deviendroient la « plupart de nos chansons ou de nos poësies « légères, traduites en allemand. Quel mérite « réel ne doivent donc pas avoir les poësies de « *Mr. Jacobi*, Chanoine d'Halberstadt, si l'on « en rencontre plusieurs qui puissent résister à « une pareille épreuve! On trouve cette traduc- « tion dans un Recueil imprimé en 1771, un « volume in 4°. La première pièce offre la « peinture, la plus séduisante, de cette volupté « douce, qui s'allie avec la modestie et la « vertu: c'est une espèce d'ode anacréontique; « elle est intitulée: *Au lit de Belinde.* Une « autre, qui a pour titre *le Faune*, conserve

„dans la traduction cette légèreté, ce coloris
„tendre, cette fraîcheur, qui doivent se faire
„sentir bien davantage encore dans l'original.
„Si l'on est curieux de voir comment l'Auteur
„traite les grandes vérités de la morale, qu'on
„lise sa réponse à Mr. Gleim, qui lui avoit
„dépeint le bonheur, dont il jouissoit dans sa
„retraite."

So lautet das Urtheil eines Franzosen, der seinen Landsleuten die übersetzten Gedichte als Muster des guten Geschmacks anpries.

Während der Anwesenheit der französischen Ausgewanderten setzten alle Professoren ihre Vorlesungen in den ihnen aufgetragenen Fächern der Wissenschaften fort, mancher Störungen ungeachtet, die vorfielen. Jacobi that das nämliche, und gab im Jahre 1798 wöchentlich eine Stunde Vorlesungen über praktische Arbeiten des deutschen Styls unentgeldlich. Hiebey hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Theologen, als künftige Kanzelredner gerichtet. Die jungen Schüler der Philosophie hatte er

aus guten Gründen von diesen Vorlesungen ausgeschlossen, und nur die Akademiker der drey höhern Fakultäten dazu eingeladen. Er bekam ein zahlreicheres Auditorium, als er gehofft hatte, und darunter befanden sich sogar Doktoren, mehrere Geistliche, und Männer die schon in öffentlichen Aemtern standen.

Ein junger Medizinier, der in Wien studiert hatte, kam um diese Zeit nach Freyburg, um dort den Doktorgrad zu nehmen. Die medizinische Fakultät hatte ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Geschicklichkeit in seiner Wissenschaft ertheilt, und Jakobi, den er bisweilen besuchte, fand an ihm einen talentvollen jungen Mann, der schon verschiedene glückliche Versuche in der Dichtkunst gemacht hatte, denen weiter nichts abgieng, als strengere Feile, und größere Bestimmtheit der Schreibart. Dieser junge Doktor der Heilkunde brachte ihm nun für seine praktische Vorlesung ein Gedicht unter dem Titel: Dauern oder Vergehen? das sich allerdings durch poetische Schönheiten aus-

zeichnete, aber viele materialistische Grundsätze enthielt. Jacobi trug jedoch kein Bedenken, das Gedicht vorzulesen; vielmehr freute er sich der Gelegenheit, ein zurechtweisendes Wort sprechen zu können, weil die Sage gieng, daß die Lehre des Materialismus insonderheit unter einigen Medizinern sich auszubreiten anfieng; auch daß unter den letztern etliche unvorsichtig genug wären, denselben zu predigen, und vielleicht Ungelehrte damit anzustecken. Jacobi beurtheilte nun zuerst kritisch das Gedicht nach seiner Form und Sprache; sodann verfolgte er den philosophischen Stoff, Schritt vor Schritt widerlegte ihn, und dabey war es ihm so ernst, daß sein Vortrag fast drey Stunden dauerte; er trug dann aus Mendelssohns Phädon, Reimarus, Hemsterhuis und andern, die vornehmsten Beweise für die Unsterblichkeit vor, und schloß das Ganze durch die herzlichsten und rührendsten Stellen aus der Abhandlung des Claudius über diesen Gegenstand. Dieser schöne Vortrag mit allen Reizen einer gründlichen Beredsamkeit

ausgeschmückt, machte einen tiefen Eindruck auf die aus allen Ständen anwesenden Zuhörer.

Und dennoch gab es Leute, die da behaupteten, Jacobi habe die Lehre des Materialismus vorgetragen. Ja vorgetragen allerdings, aber geprüft und widerlegt. Diese hämische Mißdeutung seiner Absicht wurde vorzüglich einigen Halbfranzosen zugeschrieben, die weder recht deutsch, noch recht französisch verstunden, und, sonst in der Nachbarschaft des Breisgaues auf dem jenseitigen linken Rheinufer wohnhaft, auf das rechte geflüchtet waren. Sie war um so ungerechter, da Jacobi nach dem bey seiner Annahme bestehenden österreichischen Studienplane den ausdrücklichen Auftrag hatte, den Studenten des zweyten philosophischen Jahres, also Jünglingen von 16 — 17 Jahren, die er, wie schon gesagt, von den Vorlesungen über den Styl ausgeschlossen hatte, den Lukrez*) zu erklären, einen rö-

*) Siehe das oben angezogene Schreiben des Freyherrn von Swieten.

mischen Dichter, der ein ganzes System aufstellte, welches Unsterblichkeit und Vorsehung der Götter läugnet, alle Religion für Aberglauben ausgibt, und den Epikur rühmt, daß er sie mit Füßen getreten. Gewiß war niemand religiöser als Jacobi, der bey jeder Gelegenheit mit Wärme nicht nur für die Wahrheiten der natürlichen Religion, für göttliche Vorsehung und Unsterblichkeit in seinen Schriften gesprochen, sondern auch das Schöne und Erhabene der christlichen Religion zu zeigen stets bemühet war.

Die giftigen Pfeile dieser elenden Kritiker glitten kraftlos an dem Rufe des Dichters ab; doch thaten sie seinem reinen Gemüthe unaussprechlich wehe. Er selbst, als sanfter friedliebender Mann antwortete nichts auf die im Stillen herumschleichende Verläumdung; aber sein Freund, der Freyherr von Fink, übernahm die Mühe, und entlarvte in einem gedruckten Briefe, der im Jahre 1798 überall im Umlaufe war, ihre Urheber.

Da Jacobi der französischen Sprache von Kindheit an in einem hohen Grade mächtig war, so ward er öfters von seinen Mitbürgern als Unterhändler an die französischen Befehlshaber abgeordnet, die nach feindlicher Einnahme des Landes die öffentlichen Geschäfte in den Händen hatten. Diesen lästigen, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Aufträgen entzog er sich als guter Staatsbürger nie, und wirkte sowohl mündlich als durch schriftliche Aufsätze zum Vortheile von Stadt, Land und der hohen Schule; gewiß kein kleines Opfer von Seite des stillen und ruhigen Mannes, der sich in gewöhnlichen Zeiten so wenig um das Geschäftsleben bekümmerte, und nun auf einmal aus seiner häuslichen Einsamkeit zur Theilnahme an öffentlichen Sorgen hervortreten mußte.

Menschenliebe bewog den geachteten Dichter, daß er mehreren französischen Ausgewanderten, welche die Umstände in bittere Verlegenheit versetzt hatten, so gerne freundliche Dienste leistete.

Hier nur ein Beyspiel! Mit seinem Sohne kam der berühmte Portalis nach Freyburg, ein großer Redner zur Zeit der Staatsumwälzung. Ehrwürdig durch seine Tugenden und Talente ward er unter dem 18. Fructidor 1797 durch ein Dekret außerhalb Frankreichs Gränzen verwiesen. Aber die Tugend ist keinem Ostracismus unterworfen. Deswegen ward er nachgehends im Jahre 1800 wieder mit Ehren in sein Vaterland zurückberufen, und zum Minister des Kultus und Großoffizier der Ehren-Legion ernannt. Da Portalis im Gedränge der Umstände auf der Gränze sich nicht mehr für sicher hielt, so wendete er sich mit Vertrauen an Jacobi. Dieser, alle Verhältnisse wohl erwägend rieth ihm, sich außer dem Bereiche des Krieges nach Norden zu ziehen; gab ihm in dieser Absicht Briefe nach Holstein mit an seinen dort wohnenden Bruder, den Philosophen Friedrich Jacobi, und empfahl ihn durch diesen an die beyden Grafen von Stollberg. Portalis kam an den Ort seiner Bestimmung

glücklich an, und in einem Briefe vom 5. April 1798 aus Tremsbüttel dankte er dem Dichter innigst gerührt:

Mon cher professeur! heißt es darin, votre aimable frère est venu nous recevoir, et nous le tenons depuis quelques jours: ce que vous nous aviez dit de lui est encore bien au-dessous de ce que nous sentons; sa philosophie est celle du coeur. Chez lui le sentiment avise l'esprit, et l'esprit régularise le sentiment. On se croit soi-même meilleur, quand on sait l'apprécier. [illegible] Quelles âmes grandes et généreuses, que celles auprès desquelles ma bonne fortune me place! je vous bénirai toute ma vie d'avoir été le médiateur de mon voyage; que n'êtes vous avec nous, pour partager notre situation; instruction, vertu, agrément, rien ne manque dans un cercle choisi, qui n'a certainement pas son égal, et où l'ame contracte l'habitude de plus grandes choses et des plus douces affections

. . . . écrivez-moi, mon cher professeur, c'est de la vie à la mort. — " :

Portalis lebte lange unter dem angenommenen Namen d'Allymon ruhig in Holstein; sein Brief ist ein Beweis eines dankerfüllten Herzens, und zugleich der großen Hochachtung, die er dem Vereine so ausgezeichneter deutscher Gelehrten, die ihn auf Jacobi's Empfehlung unter sich aufgenommen hatten, zollte.

Portalis war nicht der einzige, welchem der Dichter so ersprießliche Dienste leistete. In dem Auslande stand Jacobi's Name in der höchsten Achtung, und gewährte zuweilen jenen, die sich seiner Bekanntschaft zu rühmen hatten, und auf sein Wort berufen konnten, die gefälligste Aufnahme. Das erfuhr ein sehr achtbarer österreichischer Offizier; verfolgt durch Zusammenwirkung widriger Zufälle, denen er nicht auszuweichen vermochte, hatte er dem Kriegsdienste einstweilen entsagt, und nun befand er sich im Falle anderswo eine ehrenhafte Anstellung zu suchen. In dieser Lage kam er

nach Freyburg, versehen mit sehr guten Zeugnissen. Der Dichter, dem er mit Vertrauen seine Verhältnisse bekannt machte, fand an ihm einen redlichen vom Schicksale hart verfolgten Mann. Bestimmte Empfehlungen an bestimmte Personen konnte er ihm nach der Schweiz, wohin er reiste, nicht geben. Dagegen aber händigte er ihm eine mit seiner Hand geschriebene offene Karte ein, auf welcher er denselben im Allgemeinen seinen Freunden empfahl. Und dieses kleine Blättchen hatte die Wirkung, daß dieser talentvolle Mann bey den damaligen Kriegszeiten bald eine ausgezeichnete Anstellung erhielt, die er mit persönlicher Würde, großer Einsicht und mit Vortheil für den Staat, der ihn aufnahm, rühmlich bekleidete.

An den Schrecken und Unfällen des Krieges, der das Breisgau überzog, mußte Jacobi so gut, wie jeder Bewohner des Landes, seinen Antheil tragen. Der erste feindliche Einfall geschah im July 1796 unter Anführung des französischen Divisions-Generals Ferino.

Dieser Feldherr war früher in österreichischen Kriegsdiensten, und selbst ehedem lange Zeit zu Freyburg in Garnison. Er kannte die Stadt und fast alle Familien persönlich, hielt gute Disziplin, und behandelte auch das Land während seiner kurzen Anwesenheit mit humaner Schonung, so viel es seine Verhältnisse gestatteten. Der Durchzug, als sich das Heer nach Oberschwaben bewegen mußte, dauerte nicht lange; nach einigen Monaten ward das Land von dem siegreichen Erzherzoge Karl von Oestreich wieder erobert.

Allein im Jahre 1800 folgte ein neuer Ueberfall. Da der Feind vor der Stadt Freyburg von Seite der östreichischen Truppen und dem mit denselben verbundenen Landsturm Widerstand fand, die Gegner aber nach einem blutigen Gefechte durch die Engpässe des Schwarzwaldes zurücktrieb, so drangen Soldaten in die Stadt, und einige Straßen wurden geplündert. Dieses Schicksal traf auch die Straße, in welcher der friedliche Dichter wohnte. Der wilde

französische Krieger sprengte überall die Thüren. Diese Gewaltthätigkeit ward auch an Jacobi's stiller Wohnung versucht. Um nun groben persönlichen Beleidigungen und vielleicht einer gänzlichen Plünderung vorzukommen, faßte der Dichter mit Entschlossenheit den Muth, hinunter zu gehen und die Thüre selbst zu öffnen. Die rufenden Soldaten stürzten nun hinein; Jacobi redete sie in ihrer Sprache an. Das erste was sie thaten, war, daß sie ihm unter dem Vorwand, sie hätten ihn bey dem Landsturme fechtend gesehen, sogleich seine silbernen Schnallen, seine Tabacksbüchse und seine goldene Uhr abnahmen, die er wegzulegen vergessen hatte. Nun stürmten sie eilends die Treppe hinauf; oben stand Jacobi's Gattin, ihren fünfjährigen Knaben auf dem Arme. In der Voraussetzung, daß man, wie sie oft gehört hatte, auch die wildesten dieser Nation durch bewiesene Artigkeit, Zutrauen und Freygebigkeit entwaffnen könne, reichte sie dem Anführer ein seidenes Beutelchen mit Silbermünze, so wie auch einen Bund

tragisch-komische Scene erzählte Jacobi öfters, schrieb sie auch seinen auswärtigen Freunden, besonders seinen Geschwistern und nach Halberstadt an Gleim, die hierauf dem beraubten Dichter den erlittenen Schaden gerne vergüteten.

Einige Zeit nach diesen Auftritten aber erlebte Jacobi andere Unfälle, die sein Herz mächtiger angriffen. Schlosser starb zu Frankfurt am 1. Oktober 1799. Seit dem Jahre 1785 war in des feurigen Schlossers Gemüthsbestimmung eine mächtige Veränderung ausgebrochen. Denn in diesem verhängnißvollen Jahre ward der gerechte König von Frankreich Ludwig XVI. öffentlich vor den Augen eines empörten Volkes enthauptet, und büßte unschuldig mit seinem Blute aufgebürdete Verbrechen, die er nie gegen Staat und Volk begangen hatte. Schlosser ward von dieser Nachricht innigst erschüttert. Die Unfälle, die darauf auch in Deutschland erfolgten, neben den mißlungenen Hoffnungen, welche dieser für das

Beste der Welt glühende Philosoph, getäuscht durch die ersten Elemente der französischen Revolution, vielleicht geträumt hatte, dann jener große unheilbare Riß in das Band der Menschheit, der sich bald darauf zeigte, drückten seinen Geist zur tiefen Schwermuth darnieder. Bey dieser Stimmung ergoß er sein Herz *) in den Busen Jacobi's durch ein Schreiben, und dieser suchte seinen Schmerz in einem salbungsvollen Gedichte zu besänftigen. Er legte ihm eindringende Trostgründe, begleitet von der Anordnung einer allwaltenden Vorsicht an das Herz. Zugleich forderte er ihn zum weisen Genusse der unschuldigen Naturfreuden auf, welche dem Anbeter Gottes auch mitten unter den Ruinen einer zertrümmerten Welt noch übrig bleiben.

Das Gewicht der Trostgründe mißkannte zwar Schlosser nicht; allein in seiner Antwort athmete noch immer eine unbesiegbare Wehmuth,

*) Siehe Jac. Werke IV. Bd. S. 228—240.

und mit prophetischem Geiste sagte er vor: „Daß ein Volk, sich abmüdend seine angebornen „Rechte durch Gewalt geltend zu machen, nie „im Stande seyn würde, die theure Errungen„schaft mit Weisheit und Mäßigkeit zu gebrau„chen, auch daß der Nachkommenschaft nichts „bevorstühnde, als ewige Sklaverey oder eine „noch mehr drückende Anarchie."

Dieser düstere Gedanke wich selten aus Schlossers Sinn, und begleitete ihn wahrscheinlich bis zu seinem frühen Ende. Was würde wohl der edle Mann gesagt haben, wenn er noch Napoleons gewaltthätige Alleinherrschaft, und endlich die schmähliche Zertrümmerung dieses schrecklichen Werkzeuges der Tyranney durch die göttliche Vorsicht erlebt hätte, die am Ende alle Unfälle zum Besten der Menschheit wieder ausgleicht. Wie meisterhaft übrigens der Dichter die Kunst verstand, auch in verzweifelten Fällen das Herz seiner Freunde durch Tröstungen aufzurichten, hat er vorzüglich bey dem obigen Anlaß bewiesen. Auf Schlosser folgte

bald der so herzlich geliebte Edle von Zink im Jahr 1802; dann sogar sein treuester ältester und liebster Freund von Jünglingsjahren an, der Dichter Gleim am 18. Febr. 1803; es wäre schwer zu beschreiben, welche Nachwehen diese traurigen Zufälle im Gefühle des Dichters erzeugten. Auf der andern Seite hatte er wieder die Freude erlebt, daß sein vortrefflicher Bruder, der Philosoph Friedrich Jacobi, ihm wenigstens um einige Tagreisen näher gerückt war, denn nach der neuen Stiftung der bayerischen Akademie der Wissenschaften ward der berühmte Mann als deren Präsident nach München berufen; der Dichter benutzte bald darauf eine Gelegenheit, den geliebten Bruder im Jahre 1806, so wie seine Schwestern die bey ihm wohnten, in München zu besuchen.

Den erlebten Hintritt so mancher theuren Freunde ertrug Jacobi mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit; aber bald hatte er wieder eine neue Prüfung zu bestehen, denn auf diesen starb auch der geliebte alte Pfeffel im

Jahre 1809. Nachdem er durch innere Trauer der Empfindung des Herzens genug gethan, sagte er öfters: „Die Ungemächlichkeiten des „steigenden Alters und die Erinnerung an die „abgeschiedenen Freunde erzeugten wenigstens „den Vortheil, daß man sich nach und nach „vom irdischen Leben ohne große Rücksehnung „loswände, weil dann die äußern Erscheinungen „nicht mehr so stark auf das Herz wirkten, und „in dem Empfindungsvermögen endlich stoische „Gleichgültigkeit zurückließen. Man fände sich „nach und nach isolirt. — Um uns her sproßte ein „neues Geschlecht, wiederholte er oft, dem wir „eigentlich nicht mehr angehören, und das doch „nicht besser wäre, als das vorhergegangene. „Mit Horazens Geiste sehen wir eine *Progeniem* „*vitiosiorem* erscheinen, deren Abgott die Frivolität ist u. s. f. So können wir dann dem „Abschiede von der Erde mit Ruhe entgegen sehen, in der Hoffnung, in einer übersinnlichen „Welt mit unsern Geliebten wieder vereinigt zu „werden."

Nach vieljährigen Kriegen und mannigfaltigem Wechsel politischer Begebenheiten gelangte das Breisgau im Jahr 1806 wieder an seine ursprünglichen Stammfürsten, nämlich die Markgrafen von Baden aus dem uralten Hause der Herzoge von Zähringen. Der Großherzog Karl Friederich damals der älteste, wohl auch der edelmüthigste der deutschen Fürsten, nahm auf erfolgte Besitzesergreifung des Landes die Universität unter seinen besondern Schutz, ließ dann bey dem gelehrten Institute weislich einige Formen ändern, vermehrte die durch Verluste im Elsaß sehr geschmählerten Einkünfte, dotirte die Bibliothek mit den Büchern der aufgehobenen Klöster, beschenkte die Anstalt mit einer eigenen Druckerey und einem Naturalien-Kabinette, gab den öffentlichen Lehrern viele Beweise fürstlichen Wohlwollens, und ertheilte unter andern dem Dichter Jacobi den Charakter als Hofrath. Bey diesem Anlaß erhielt er zugleich vom Landsherrn folgendes Schreiben;

Mein lieber Herr Hofrath!

„Durch die Ertheilung des Charakters als „Hofrath habe Ich Ihnen ein Merkmahl der vor„züglichen Achtung geben wollen, die Ich jeder„zeit für einen Mann gehegt habe, der unter „den berühmtesten Schriftstellern in unserer Li„teratur immer eine der ehrenvollsten Stellen „behauptet, und durch seine Verdienste als „öffentlicher Lehrer auf den Dank und die Er„kenntlichkeit des Staats den gerechtesten An„spruch zu machen hat."

„Besonders angenehm war es Mir daher, „aus Ihrem Schreiben vom 26. v. M. zu ver„nehmen, daß Ihnen dieser Beweis Meiner Zu„neigung Vergnügen gemacht hat, und daß Ich „dadurch den Mann, den Ich schon lange inner„lich hochschätzte, auch öffentlich, auf eine ihm „angenehme Art zu ehren, Gelegenheit hatte."

„Es wird Mir auch in Zukunft jeder Anlaß

„erwünscht seyn, wo Ich die vorzügliche Achtung
„bethätigen kann, mit welcher Ich verharre

Des Herrn Hofraths

Wohlaffectionirter

Carlsruhe, den 17. Oct. 1807. Carl Friederich.

So lebte Jacobi, geehrt von seinem Fürsten und geliebt von Allen, die ihn persönlich kannten. Wer nun glauben wollte, daß er nach dem Verluste seiner innigen Freunde den Rest seines Lebens einsam und verlassen zugebracht hätte, der würde sich sehr irren. Einsam, d. h. abgeneigt sich in großen und lärmenden Gesellschaften zu befinden, war der Dichter schon von Jugend auf. Am beßten fand er sich in der Stille mit seinen Musen und seinen Büchern, und gieng wenig aus. Daher nannte ihn auch der geistreiche Heinse, der Verfasser des Ardinghello, der treue Freund Gleims und der ganzen Jacobischen Familie, und seinen Briefen den Einsamen, ja sogar einmal den Stuben-Jacobi, im Gegensatze seines Bru-

ders des Philosophen, der sich mehr in der großen Welt gefiel. Alle Gesellschaften der besten Häuser von Freyburg bemühten sich von jeher, den Dichter in ihrem Kreise zu haben. Er speiste nicht selten als Gast außer dem Hause, und es waren mehrere angesehene Familien, die ihm den Gebrauch ihrer Wagen und Pferde angeboten hatten, und ihn so oft abholen ließen, als es ihm gelegen war. Hievon machte er jedoch sparsamen Gebrauch, und sah lieber in seinem Hause jede Woche ein- oder zweymal einen ausgewählten Zirkel von Herren und Damen vom besten Ton; die sich bey ihm versammelten, um einen angenehmen Abend in seiner geistreichen Gesellschaft zuzubringen. Die Unterhaltung bestuhnd nicht im Kartenspiel, sondern in einem sehr belebten Gespräch über interessante Gegenstände der Litteratur und Kunst. Es wäre zu wünschen gewesen, ein aufmerksamer junger Zuhörer hätte die vielen witzigen Einfälle, treffenden Urtheile, und pikanten Anekdoten aufgezeichnet, an denen der Dichter nach seiner Er:

fahrung und vielseitigen Lebensweisheit ganz unerschöpflich war, so bald sein Geist durch äußere Anregungen sich elektrisirt befand.

Der feyerlichste Tag in Jacobi's Familie war der Georgentag, an welchem sein Namensfest, nach der Sitte des Landes, feyerlich begangen ward. Jeder, der nur den edeln Dichter kannte, und mit ihm in freundschaftlichem Verhältnisse stand, machte ihm am Morgen einen Besuch. Die angesehensten Männer und Frauenzimmer brachten ihre Wünsche mündlich und schriftlich mit Gedichten, Kupferstichen, Zeichnungen, Büchern, Blumen, seltenen Gewächsen, die er sehr liebte, einige auch mit niedlichen Gefäßen von Krystall und Porzelan, je nachdem man glaubte, daß ein Andenken dem Dichter als Symbol des Wohlwollens werth und angenehm seyn könnte. Es war ein Wettstreit der Hochachtung, Freundschaft und Zuneigung gegen den allgemein verehrten Mann, dessen Herz diese Merkmale der Liebe und treuen Anhänglichkeit innigst rührten; es war ohnehin so

geneigt, sich in Dankbarkeit zu ergießen. In em beliebten Morgenblatte wurden zuweilen von seinen Freunden Beschreibungen eines solchen Hausfestes eingerückt. Und doch gab es Leute, die in die Welt hinausschrieben, als wenn Jacobi in der Stadt mißkannt, verlassen und ungefeyert sein Leben zugebracht habe. Dieß beklagte unter andern ein reisendes sonst sehr schätzbares Frauenzimmer von zarter Empfindung, die sich auch als Schriftstellerin bekannt emacht hat und sonst der Welt gern alles sagte, vas sie gesehen zu oder gesehen zu haben sich eingebildet hatte. Ich will sie aus Achtung hier nicht nennen. Bey Jacobi verlebte sie kaum inen Tag, und sagte in Beziehung auf den gern insamen lebenden Dichter wenig Günstiges von em geselligen Leben der Stadt. Wer nun Freyurg nicht kannte, mußte auf ihr Zeugniß hin lauben, diese angenehme und gastfreye Stadt väre von Halbwilden bewohnt gewesen, die den Werth des trefflichen Sängers nicht zu schätzen wußten. Doch sie wurde in öffentlichen

Schriften über den unfreundlichen Ausfall, wie billig, zurechtgewiesen. Dagegen aber waren andere Fremde gerechter und bescheidener. Man kann wohl behaupten, daß kein gelehrter oder auch sonst ausgezeichneter Mann nach Freyburg kam, der ihn nicht besuchte; ja diese Höflichkeit erwiesen aus persönlicher Achtung ihm oft Personen fürstlichen Ranges.

Kaum darf man es unter die Eigenschaften des Dichters rechnen, daß er nicht gern ausgieng, und sich am wenigsten zu Fuße Bewegung auf dem freyen Felde und in der offenen Natur machte. Der Bau seines Körpers war von Natur schwächlich, und begünstigte seine Liebe zur Einsamkeit; so oft er auf einen großen und offenen Raum kam, von dem sich weite Aussichten hindehnten, ergriff ihn ein Schwindel, alles drehte sich um ihn her; vermuthlich rührte dieß von einer Nervenschwäche her. Man findet in der Lebensbeschreibung des berühmten russischen Leibarztes Weikard, daß auch er am nämlichen Uebel bey offenen Umgebungen unterworfen war;

ein Zufall, den er der Schwäche seiner Nerven zuschrieb. Wir überlassen die Sache den Physiologen zu erklären. Nur dann ergriff auf dem freyen Felde der Schwindel den Dichter nicht, wenn der Standpunkt seiner Fernsicht mit Mauern oder hohen Hecken auf einer und der andern Seite gesperrt war, da hatte er gleichsam einen Sicherheits- und Anlehnungspunkt, auf dem er nach genommener Uebersicht eines unermeßlichen Raumes sogleich seine Augen wieder beschränken und ausruhen lassen konnte. Am liebsten gieng er in Gärten spatzieren, wo die Gänge mit Rebgeländern, Spalieren oder Pyramiden-Bäumen eingefaßt waren, oder auch in Hohlwegen, die ihm zugleich einen Schutz gegen streichende Winde gewährten.

Wandelte ihn etwa die Lust an, sein Zimmer zu verlassen, um sich zu zerstreuen, dann gieng er durch die Stadt in Gesellschaft seines Sohnes, mit dem er, wie er sich ausdrückte, Entdeckungsreisen machte. Dann zog ihn auch alles kindlich an, was er erblickte; ein neuer Schild an

einem Hause, ein angeklecktes Gemählde, eine Inschrift konnte ihn fest halten, bis er alles genau beschaut hatte. Oft hatte sein Sohn Mühe ihn von solchen Gegenständen wegzubringen, und es gelang selten eher, als bis seine Schaubegierde zur Genüge befriediget war; denn alles Ungewöhnliche sprach die Phantasie des gutmüthigen Dichters an, die ihm eine Menge verwandte Ideen vorgruppirte, oder ihm Stoff zu fragen gab. Zuweilen gieng er bey bekannten Bürgern in Kaufläden, ward sehr gesprächig, und that mitunter sonderbare Fragen über gewisse Gegenstände des Handels und ihre Verfertigung, die oft deutlich verriethen, daß das Reich des Dichters nicht von dieser Welt sey. Aber die anspruchlose Würde und der bescheidene Anstand, mit welchem er alles sagte und that, bewirkten, daß er überall freundliche Antworten erhielt, wenn gleich hintenach das Sonderbare der Fragen auffiel.

Geschah es zufällig, daß er einem ausländischen Bilderhändler begegnete, so wenig auch

Sehenswerthes sein Kram versprechen mochte, so konnte man doch sicher seyn, daß er eine Unterredung mit ihm anknüpfen würde; denn das bunte Zeug, was zur Schau kam, belustigte ihn ungemein; vornehmlich aber freute er sich, die Sprache jenseits der Alpen, die er ausnehmend liebte, mit dem Manne sprechen zu können. Sah er eine Obstverkäuferin am Platze, die schöne Aepfel, Birnen, oder sonst etwas Auffallendes hatte, wie es die Jahrszeit mit sich brachte, so stellte er sich ohne Bedenken als Käufer dar, um seiner Gattin, oder den Gespielen seines Sohnes etwas in der Tasche nach Hause mitzubringen; dabey war er besonders vergnügt. Schon die Glückseligkeit des Erwerbes durch Einkauf war bey ihm nichts kleines; denn kam jene des Mittheilens hinzu, und dabey noch der Anblick der Freude, den seine Gaben verursachten.

So wie unter den Schülern des Sokrates, eben so wurden oft unter den jüngern Freunden Jacobi's Fragen über die Geisteseigenschaften ihres Meisters aufgeworfen. Ich erinnere mich

wohl, daß einmal zwischen ihnen das Problem sich erhob, wie doch der einsame Dichter, schon von Jugend auf abhold der anstrengenden Bewegung und dieselbe auch noch jetzt nicht gerne zu Fuße unternehmend in Felder, in Wiesen und Waldungen, dennoch so unnachahmlich schön die mannigfaltigsten Gegenstände der freyen Natur schildern konnte. Ich weiß nicht mehr, wie die Frage aufgelöst ward; allein ich will es versuchen, dieselbe nach meiner Ansicht aufzuklären. Schon machte Moses Mendelsohn der israelitische Weise in seinen Briefen über die Empfindungen die treffende Bemerkung, daß je deutlicher die aus vielen Merkmalen zusammengesetzten Begriffe von einem Gegenstand sich entwickelten, desto mehr schwächte sich das innere Gefühl. Denn in der That, entfernten Gegenständen leiht die Einbildungskraft viele Eigenschaften, die vielleicht nicht in denselben sind, die jedoch eben wegen ihrer Dunkelheit das innere Gefühl desto mehr in Anspruch nehmen. Werden aber diese Gegenstände hierauf in der Nähe

untersucht, so gewinnt der prüfende Verstand als höhere Seelenkraft die Oberhand über das niedere Empfindungsvermögen, und lähmt der Phantasie ihre Zauberkräfte.

Dieß mag nun der Grund seyn, warum Dichter meistens sich glücklicher finden, als kalt prüfende Menschen. Alles sehen jene mit andern Augen an, und — wie sich ein Engländer ausdrückte — sie beköstigen ihren innern Geist mit ihren selbst geschaffenen Bildern. So etwas wiederfuhr ohne Zweifel auch unserm Jacobi. Die meisten Naturerscheinungen sah er in der Ferne oft nur flüchtig und oberflächlich; das übrige mahlte ihm seine Phantasie aus, jene geheime Künstlerin der innern Welt, die er in seinem Herzen eingeschlossen mit sich trug.

Regelmäßig in den Herbstferien pflegte der Dichter gern eine Reise auf das Land mit seiner Familie zu machen; doch mußte der Wagen, um dem Schwindel vorzubeugen, wenigstens rechts und links beschlossen seyn, wenn er auch vorn offen blieb. So lange noch Schlosser und

Zink in Emmendingen lebten, gieng seine periodische Wanderung zu diesen. Nach ihrem Ableben gieng die Reise nach Heitersheim einige Stunden westwärts von Freyburg, der Residenz des Reichsfürsten und Johanniter-Obrist Meisters, dem die in Deutschland wohnenden Malthesen Ordens-Ritter untergeordnet waren. Dort wohnte damals ein Mann, dessen sehr geschäftvolles Leben sich durch den stillen Umgang mit den Musen, mit den weisen Männern einer vergangenen Vorwelt, und durch den Genuß der schönen Natur und der holden Gartenkunst erheiterte. Er suchte Jacobi den Verlust seiner Freunde wo nicht zu ersetzen — denn das war unmöglich — aber doch das von einem so empfindlichen Verlust unzertrennliche Nachgefühl zu mildern. Mit treuer Anhänglichkeit öffnete er dem alten Dichter zuvorkommend Haus und Gärten.

Die Ankunft fiel meistens in die ersten Wochen des Octobers, ein Zeitpunkt, in welchem die Natur, begünstigt von einem milden Klima,

alle ihre Erzeugnisse in großer Mannigfaltigkeit und in voller Reife zur Schau stellte. Hier mag nun auch der beste Anlaß seyn, die Lebensweise des kindlich gesinnten Dichters auf dem Lande, gesondert von allen Unterbrechungen durch Sorgen und zufällige Störungen, zu beschreiben. Vor allem war man bemühet, die Zimmer, die seiner Familie zur Bewohnung angewiesen wurden, ganz nach seinem Geschmacke und seiner Gemächlichkeit einzurichten, so daß er, so wenig als möglich, die Uebersetzung von dem Heerde seiner städtischen Hausgötter bemerken möchte; denn in der That, es kostete ihn doch einige Mühe, sich aus seinen gewohnten Umgebungen herauszufinden. Kleine Eigenheiten hatte er, denen man nachgeben, oder die man mit möglichster Schonung hintergehen mußte.

So verweilte er z. B. gern lange im Bette, und verträumte die schönsten Morgenstunden. Seinen Freunden lag aber daran, jede Minute in seinem angenehmen Umgange zu genießen. Man spielte ihm also, wenn er anders des Nachts

ruhig geschlafen hatte, mit Vorwissen seiner Gattin, die gerne frühe aufstand, die kleine List, daß man die Hausuhren vorwärts oder rückwärts richtete, je nachdem es die Absicht erforderte, ihn eher oder später zum Frühstücke, zum Mittagessen oder zum Spaziergange zu bringen. Er frühstückte gern um 9 Uhr, man richtete aber die Uhr um eine halbe Stunde früher; das bewog ihn dann früher aufzustehen, und so ward ein Theilchen der Zeit für seine Freunde gewonnen.

Seinem Zimmer gegenüber lag ein heiterer Saal mit einem offenen welschen Kamine, dieser ward in den kühlen Herbstmorgen angezündet; man nannte ihn den *sacer Focus*, den heiligen Heerd, um welchen die Familie versammelt ihn erwartete. Gerade über dem Gesimse dieses Kamins stand in der Mitte eine kleine Minerva die Lanze in der Hand, rechts ein Merkur, links ein Mars, Bilder von altem Bronze, die ein Freund dem Hausherrn aus Sizilien, wo sie waren ausgegraben worden, zum Geschenk mitgebracht hatte. Vor diesem *sacer Focus*, den Pe-

naten geweiht, ward ein Teppich ausgebreitet, und der Tisch mit dem Frühstücke hingesetzt. Dort trank der Dichter mit aller Gemächlichkeit seinen Kaffe. Der Anblick der Minerva, welcher man eine kleine Libation von Milch, auf gut heidnische Weise mit einem Spruche begleitet, in das Feuer goß, begeisterte ihn zur Freude. Nun spannen sich litterarische Unterhandlungen an. Alte und neue Bücher, Kupferstiche, Landkarten wurden aus der Bibliothek herbey gebracht, und da ward dann mancher problematische Artikel vorgelegt und berichtiget. Während dem die Frauen arbeiteten, die Männer sprachen, war Jacobi's junger Sohn mit den Kindern des Hauses auf dem Teppiche vor dem lodernden Feuer gelagert, und so unterhielten sie sich nun auf ihre eigene Weise entweder mit Beschauung naturhistorischer Abbildungen, oder mit Spielen, oder sie brieten sich auf den heißen Kohlen Aepfel und Birnen, bis endlich Lebhaftigkeit und Ungeduld das junge Volk in den Garten trieb. Nie vor 11 Uhr zog sich der Dichter an; bis da=

hin blieb er im Schlafrocke, ein eigenes grün ledernes Käppchen auf dem Haupte, der Form nach jenem ähnlich, das man an dem alten Dichter Petrarka in Kupferstichen zu sehen gewohnt ist. Das Anziehen war für ihn eine besondere Arbeit; es dauerte wohl eine gute Stunde, eh' er wieder außerhalb seines Zimmers erschien. Denn da mußte erst alles nach seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit und Reinlichkeit, die Schlafmütze mit eingeschlossen, in bestimmte Falten gelegt, alles Abgelegte versorgt, und jedem Stücke sein Ort angewiesen werden. Dieß verrichtete er alles selbst, niemand durfte ihm hülfreiche Hand leisten. Gattin und Freunde mußten ihn also antreiben; dann um 12 Uhr gieng man erst eine Stunde lang im Garten spazieren; wenn man ihn aber nicht trieb, so kam er gewiß eine halbe Stunde zu spät.

In dem Garten, der in einem gedehnten Raume am Hause gelegen war, und der auf verschiedenen Terrassen wohl alles zusammenfaßte, was die Flora und Pomona darbieten konnte,

waren eigene Lieblingsplätze für den Dichter zugerüstet. So fand sich auf eine Anhöhe unter einer Karolinischen Pappel ein durch Kunst zusammengesetzter Fels von Tuffstein, in welchem ein Sitz mit Moos bedeckt für ihn angebracht ward. In die Höhlungen des Felsen wurden Lorbeerbäume und Myrthensträuche eingepflanzt, die ihre Aeste von oben herab auf sein Haupt senkten. Auch verbreiteten da weißer und gelber Jasmin ihre wohlriechenden Düfte; die Blumen der seltensten Geranien, in den Boden eingesenkt, blühten aus dem Dunkel des Laubes; auch schlang sich der eigentliche Kissos der Griechen, der dem Freudengeber Bacchus gewidmete Ephen, an dem weißen säulenförmigen Stamm eines schön gewölbten Nußbaumes hinauf. In der Nähe standen einige schlanke lombardische Pappelbäume, und an diesen zogen sich Weinreben in die Höhe, deren gelbe oder purpurne Früchte herab hiengen, oder aber, wie in Italien in Gehängen von einem Stamme zum andern geleitet sich im Luftstrome wiegten.

Wenn Jacobi einige Gänge durch den Garten im vollen Sonnenscheine gemacht hatte, pflegte er auf diesem Felsensitze seiner Ruhe. Dort hatte er zur linken Hand eine bemooste Ara, d. i. einen kleinen von kunstlos auf einander gelegten Felsenstücken gebildeten Altar, der unter einem wilden Oehlbaume, oder dem wohlriechenden orientalischen *Elaeagnus* mit weissen filzigen Blättern, sich einige Schuhe über den Boden hob. Auf diese Ara legte der Dichter sein Buch oder seine Schreibtafel, schaute von da aus über ein sichtbares Segment des fernern Rheines nach den Vogesischen Gebirgen, überließ sich seinen Phantasieen ungestört, und las oder zeichnete etwas in seine mitgebrachten Papiere auf. Das Vergnügen, welches er an diesem Sitze fand, und die Träumereyen, in die er sich dort gerne einwiegte, gaben den Gliedern der Familie den Anlaß, daß sie den Ort den Poetenwinkel nannten. Dorthin brachten ihm die Kinder in Körbchen alle Arten von Blumen, dann Pfirsiche, Feigen, Man=

deln, Trauben, und was ihn von Gartenfrüchten freuen konnte. Was er nicht gleich aß, ward ihm auf sein Zimmer getragen. An diesem Orte aber gefiel er sich so wohl, daß man oft eine sanfte Gewalt anwenden mußte, um ihn aus den Höhen seiner Phantasie herabzuziehen, und zur Mittagstafel zu führen.

An der Tafel war Jacobi äußerst mäßig; alles war von ihm abgewogen, doch ließ er sich unter der Lebhaftigkeit des Gespräches, gleichwohl nur selten, verleiten, einen Freudenbecher mehr zu leeren. Darin ganz ungleich seinem Freunde Gleim, den er als den undurstigsten aller Poeten bezeichnete, weil er nichts als Wasser getrunken hätte. Jacobi ließ sich aber nur dann bewegen, etwas mehr als gewöhnlich zu trinken, wenn die jungen Töchter des Hauses von der Tafel aufsprangen, sich an das Klavier setzten, und seine eigenen Lieder, der Freude und Gesellschaft gewidmet, absangen. Dann ward der alte Dichter neu belebt; dann flossen auch witzige Einfälle, Anekdoten, Berichte

von gemachten Erfahrungen, und eine reiche Charakteristik von Personen, mit denen er in früheren Zeiten Umgang gehabt hatte, von seinen Lippen.

Ein Theil des Nachmittags ward in Ruhe oder mit Lektüre im Zimmer zugebracht; aber so bald die Sonne sich neigte, um bald hinter den Voghesen zu verschwinden, da gieng es wieder in den Garten. Er wandelte unter den mit Obstpyramiden besetzten Baumgängen nachsinnend auf und ab, blieb oft stehen, und schaute nach der Sonne, bis sie mit dem letzten Strahle hinter dem Gebirge sank. Hierauf zog man wieder an den Theetisch vor dem lodernden Kamin; da wurden zuweilen von ihm seine neuesten Gedichte vorgelesen, und beurtheilt; die Zeit entfloh, bis die Glocke zum Nachtmahle rief. Aber diese Sitzungen am Abendmahle wurden nicht selten über die Gebühr verlängert. Oft geschah es, daß die Frauen und Kinder schon längst verschwunden waren, und daß der ländliche Nachtwächter mit heiserer Stimme — die Glocke

hat zwölf geschlagen — ausrief, und noch immer saßen die Freunde unter traulichen Gesprächen am Tische. Ueberhaupt gieng der Dichter gern sehr spät zu Bette, und meinte, was auch einige Physiologen geäußert haben: „Der Mensch „lebe nur denn eigentlich, so lang' er wache.“ Gewiß sind die Nachtstunden den Musen und ihren Günstlingen hold. Sie entzünden die Phantasie, erregen bey der Stille der Nacht die Ideen und diese folgen sodann gedrängter aufeinander. Auch sollen unserm Schiller die besten Gesänge und Schauspiele bey nächtlicher Stille aus der begeisterten Seele geflossen seyn.

Wenn Jacobi's Geist auf einen ihm bisher unbekannten Gegenstand stieß, so ergriff er ihn mit dem lebhaftesten Antheil; seine Phantasie ward mächtig aufgeweckt, und sogleich both sie ihm Bilder, Aehnlichkeiten, und mythologische Erinnerungen in großer Fülle dar. Auf einem freyen Balkon des Hauses, von welchem man eine schöne Aussicht über den Garten hatte, sonst

auch eingerichtet um Früchte an der Sonne zu dörren, sah Jacobi von ungefähr eine beträchtliche Anzahl schwarzer geflügelter Thiere sich auf einem Brette in abgemessenen Kreisen herumtreiben. Er berief seinen Freund, und dieser erklärte ihm: Es wären männliche Ameisen, die bekanntlich geflügelt sind, und dort vielleicht an zurückgebliebenen Süßigkeiten Nahrung suchten. Die für ihn neue auffallende Erscheinung belustigte ihn außerordentlich; er spürte bald die Höhle in der Mauer aus, von woher die schwarzen Legionen der kleinen Ungethüme auszogen, und seither konnte er da oft eine halbe Stunde dem lebhaften Umtriebe zuschauen. Bald bot sich seinem Gedächtnisse die mythologische Geschichte der Myrmidonen dar, nach welcher eine Kolonie Ameisen auf der griechischen Insel Aegina von den Göttern in Menschen verwandelt worden, um das durch Pest verödete Eiland zu bevölkern; ihre Nachkommen zogen, so sagt die Fabel, unter Anführung des Achilles zur Belagerung von Troja. Sogleich wurden

Ovids *) Verwandlungen als Urkunde dieser Metamorphose nachgeschlagen, vorgelesen, und von Jacobi erläutert; sogar mußte Homers Iliade herbey, um die Thaten der tapfern Myrmidonien und ihres unbesiegbaren Feldherrn näher kennen zu lernen. So lange Jacobi da war, wurden die kleinen Myrmidonen täglich gemustert; seine Phantasie entdeckte sogar Wettkämpfe und Wettrennen, wie sie die Griechen um das Grab des Patroklos gehalten. Zuweilen hielt er von dem Schlafengehen bey Licht oder Mondschein noch über sie eine kurze Heerschau, und beym Vorbeygehen am Zimmer seines Freundes, rief er: Noch immer hören die Myrmidonen nicht auf, ihre Kriegsübungen zu machen."

Nie, wollte der Dichter über acht Tage auf dem Lande bleiben; da waren alle Bitten vergebens. Ein Geist der Unruhe faßte ihn, und trieb ihn wieder zu seinen stillen Penaten in die Stadt; man mußte ihn im Frieden ziehen lassen. Aber

*) Ovid. Metaph. L. 7. V. 622. seqq.

aus dem ländlichen Aufenthalte brachte er immer neu erfrischtes Leben und Phantasieen mit sich nach Hause, die er zuweilen in Aufsätze ergoß *). Zuletzt entrückten auch diesem ländlichen Freund die Umwälzungen der Zeit auf immer jenen angenehmen Aufenthalt, den Jacobi's Muse verherrlicht hatte.

Es bedurfte vieles Ueberredens, daß Jacobi noch einige Zeit vor seinem Ende sich entschloß, die Sammlung seiner Werke in einer neuen Ausgabe der literarischen Welt mitzutheilen. Dazu hatte ihn schon der ältere Stolberg in einem Schreiben aus Windebung in Schleswig vom 25. Juny 1805 aufgefordert. In demselben sagt er: „Es ist mein beständiger sehr lebhafter „Wunsch, daß von Ihren für mich einen un„beschreiblichen Reiz habenden Gedichten eine „Sammlung erscheinen möge. Es ist unmöglich

*) Siehe seinen Aufsatz über englische Gärten, Iris 1807 S. 121; sodann in dem Briefe an Pessel über den Poeten-Winkel, Jac. Werke VI. Bd. S. 116.

„sie zu bekommen, und so viele Mühe ich mit „auch darum gegeben habe, so bin ich doch „überzeugt, daß mir viele ihrer allerliebsten Lie„der mangeln. Um Gotteswillen, daß nur keine „fremde Hand daran rühre. Dieser zarte Blü„thenstaub erduldet keine Antastung, durch jede „gewährte Verbesserung würden sie nur verlie„ren. Nur Sie selbst, und doch o! mit wel„cher keuschen Vorsicht. Vor allem möchte ich „Ihrer in Wahrheit viel zu weit gehenden Be„scheidenheit zurufen: Ne cui, quam tibi credas."

Mit den Wünschen des edlen Stolls ergo vereinigten seine Freyburger Freunde die ihrigen; und endlich entschloß sich der Dichter, denselben Folge zu leisten; so machte er sich an die Arbeit, und der erste Band erschien zu Zürich im Jahre 1807. Vor der Hand berief der Dichter einen kritischen Areopag einsichtiger Männer, unter denen auch etliche seiner gebildetsten Schüler, die einst in seinem Hörsaale saßen, sich befanden. Die Ausgabe sollte alles das umfassen, was dieses kritische Gericht der Erhaltung wür-

dig fände. Mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit er diese Unternehmung leitete, davon giebt er uns selbst in seinen Vorreden zum ersten, zweyten und dritten Bande Rechenschaft. Er war entschlossen, alle seine jugendlichen Arbeiten als zu leichte Spiele seiner Muse zu verwerfen. Allein die Glieder des Areopags setzten sich dagegen, denn sie fanden es angemessener, daß mehrere auserwählte Lieder auch seiner Jünglingsjahre als Urkunden der stufenweisen Bildung seines Geistes aufgehoben würden. Und so wurden dann viele, die der Sinn des Dichters schon verurtheilt hatte, gerettet. Groß und mannigfaltig waren bey dieser Sichtung die Aufopferungen, groß die Verläugnung der Selbstliebe; denn der Stoff, der in der ersten Ausgabe zwey Bände einnahm, ward jetzt auf einen Band zurückgebracht. Die Veränderungen, die der Dichter etwa an der poetischen Sprache, oder an der Harmonie der Verse vornahm, überließen die kritischen Freunde

ganz seinem Belieben, eingedenk der Stollbergischen Mahnung.

In der That hat wohl noch nie ein Sterblicher ein strengeres Gericht über seine Geisteserzeugnisse gehalten. Hier mag der Ort seyn, wo über die Klassifikation seiner Gedichte am füglichsten gesprochen werden kann. Sie können bestimmt unter zwey Abtheilungen gebracht werden. Die erste begreift die Gesänge seiner Jugendjahre, die zweyte jene, da der Dichter bereits zum vollendeten Manne gereift, und sein Geist durch vielseitigen Umgang, durch Erfahrung und Lebensphilosophie und fleißiges Studium seiner Kunst geläutert war.

Ueber die erste Epoche machte man dem Dichter den Vorwurf der sogenannten Grazie des Kleinen, weil er, genährt durch den Geist des Anakreon und durch die Lesung von französischen erotischen Dichtern, sich immer unter Liebesgöttern in den Hainen von Paphos und Amathunt herumdrehte, mit Gleim, der die nämliche Manier befolgte, umgieng, auch

ihn Wieland, der Geschichtschreiber der Grazien, ganz gebildet in der griechischen Schule, früher zu jenen sanften Liedern und Dichtungen aufmunterte, die so manche unverdorbene Seelen rührten, und in dem Kreise so vieler liebenswürdigen reingesinnten Frauenzimmer unter Gesang und Musik gefeyert wurden. Daß der Geschmack des Schönen, und die Empfindung des Sittlichen dadurch befördert worden, wird niemand in Abrede stellen. Daß man aber damals in Jacobi den Nachahmer der leichten französischen Grazie ahnen wollte, daran mag wohl Gleim selbst Schuld gewesen seyn, der in seinen erschienenen Briefen seinen jungen Freund gar oft mit Gresset und Chaulieu verglich, ohne zu bedenken, daß er dessen Original-Genie dadurch eine wesentliche Beeinträchtigung zufügte.

Sey es nun, wie es wolle, in der Folge änderte sich freylich der Geschmack an Dichtungen dieser Art. Hatten doch auch die ältern beliebten Dichtungen gleiches Schicksal. Hier will ich

nur an die von Bodmer besungene Patriarchalwelt, an Geßners Idyllenwelt, ja an das unsterbliche Epos des größten unserer Dichter, an die Messiade Klopstoks erinnern. — Leider wollen auch diese Meisterwerke seit geraumer Zeit keine Bewunderung mehr erregen, im Gegentheil, sie werden von Vielen mit Kaltsinn bey Seite gelegt. Sind sie deßwegen minder vortrefflich? — Zum Glücke hat sich wenigstens noch die Vorliebe zur griechischen Kunst in den Werken der Bildnerey erhalten, und wir betrachten noch mit Entzücken den nämlichen Amor, die nämlichen Grazien, die nämlichen Göttinnen und Nymphen auf Kameen und Gefäßen, die Jacobi in seinen ältern Dichtungen so schön durch das lebendige Wort einer bezaubernden Sprache früher uns versinnlicht hatte.

Ein scharfsinniger Mann, mit dem ich einmal über die Abgunst sprach, die eine spätere Nachkommenschaft gegen die Jugendgesänge Jacobi's zeigt, gab mir noch einen andern Grund an, über

den ich zu entscheiden für mich nicht wage. Er sagte: „Allerdings haben sich Zeiten und Ge„schmack geändert; unsere jungen Leute gefallen „sich nicht mehr in den dichterischen sanften Her„zensergießungen, die uns ehedem in eine „idealische Welt versetzten; sie betrachten die „Liebe als einen süßen und flüchtigen Wahnsinn; „dessen Bilder wie leichte Nebel sich in Abgründe „senken, dann aber nach dem Verschwinden „eine öde Wüste und eine Welt von Mühselig„keiten erscheinen lassen mit Kummer erweckenden Traumbildern, bey deren Anblick der Rest „unsers Lebens sich trostlos aufzehrt. Sie „finden also keinen Beruf, die Sänger der Liebe, „die diesen Wahn befördern und unterhalten, „zu empfehlen. Selbst dem weiblichen Ge„schlechte werden sie schädlich; weil dasselbe die „ewig gepriesene und besungene Eigenschaft, „welche die Natur ihm nur selten verleiht und „schnell hinschwinden läßt; am Ende ernstlich zu „glauben anfängt, und sich als den Mittelpunkt „des irdischen Glückes ansieht; dann aber, wenn

„der benebelnde Weihrauch verfliegt, zum Be-„wußtseyn seiner angebornen Schwäche erwacht, „und nur mit Mühe zur Theilnahme an den „Drangsalen des Lebens bewogen werden kann. „Nur wer der Natur treu bleibt, und das un-„vermeidliche Loos, wie es fällt, mit Stand-„haftigkeit aufnimmt, und sich durch keine Täu-„schungen bezaubern läßt, nur der kann An-„spruch auf Glück und innern Frieden machen. „Täuschungen aber, die man so oft in den zur „Weichlichkeit stimmenden Dichtungen antrifft, „sind Lügen, die zwar gern des öftern Wieder-„holungen geglaubt, am Ende aber sehr em-„pfindlich und theuer gebüßt werden müssen."

So sprachen besonnene junge Leute. Ich lasse ihre kalten Vernunftschlüsse dahin gestellt seyn, wie auch die Beobachtungen, die sie mach-ten, daß die meisten ihrer jungen Lebensge-nossen, die gelockt durch Zauberformen der Dich-ter in ihrem süßen Wahnsinne Verbindungen schlossen, unglücklich geworden seyen. Aber ge-wiß ist es auf der andern Seite, daß in den

letzten Dekaden des verflossenen, und in den jüngsten des laufenden Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Welt näher auf Streite über Politik und auf Waffengetümmel gelenkt ward; es bedurfte der Weckung großer Leidenschaften zu Kämpfen, welche für Freyheit, Heerd und Altar geführt wurden; die sanftern Empfindungen mußten zurücktreten; die griechisch-idealische Welt der Dichter verschwand, man schöpfte das Hochgefühl des Muthes nicht aus den Sängern der Liebe, die das Herz nur weich machten, wohl aber stählte man es an den unsterblichen Schriften des Plutarch's, des Xenophon, des Thucydides und der erhabenen griechischen Tragiker, welche die männliche Kraft zur Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung entflammten. So war der Gang des menschlichen Geistes! Daher wird man mit dem holden Frieden doch auch wohl zu sanftern Gefühlen zurückkehren.

Die zweyte Epoche von Jacobi's Dichtungen berechnet sich von der Zeit, da er ohngefähr 35 Jahre alt war, also vom Jahre 1775

bis an sein Lebensende. Sie faßt einen mannigfaltigen Reichthum seiner Muse, und doch verwarf er auch gegen den Einspruch seiner Freunde über 50 Stücke, die ein so hartes Urtheil vielleicht nicht verdient hätten. In diesem Zeitraum, besonders nach seiner Uebersiedelung in die Stadt Freyburg fallen so viele Lieder und prosaische Aufsätze, die einen moralischen eignen Zweck haben, so viele Episteln und Gelegenheits=Gedichte überfließend von sanfter und heiterer Lebensweisheit. Sie verdient die Prüfung aller Jahrhunderte zu bestehen, wofern bey unsern Nachkommen Reinheit, Ungezwungenheit und Harmonie der Sprache, Zartheit der Empfindungen und Bilder, und Wahrheit in den originellen Ansichten der menschlichen Dinge noch theuer bleiben. Unter allen Dichtungsarten sind vielleicht Gelegenheitsgedichte, wenn sie nicht in das Gemeine und Alltägliche herabsinken, die schwerste Aufgabe; aber Jacobi wußte einen solchen Reiz der Neuheit durch Herbeyführung von Nebenideen und großen Gedanken hineinzulegen,

daß jeder die seinigen mit Vergnügen lesen wird *).

Aber alle diese so gefeilten Arbeiten fanden doch auch Tadler. Denn gleichwie im Reiche des Geistes bey den Deutschen nichts stille stehen kann, sondern durch einen eigenen Gährungsprozeß der Ideen sich oft ein schädlicher Geist des Unsinns entwickelt, so entstand auch unter unsern Augen eine romantisch-mystisch-poetische Schule, die sich über alle Gesetze des Geschmacks, der Sprache und der natürlichsten Ideenreihen hinwegsetzte. In ihrer Wahnbegeisterung nannte dieselbe z. B. ein schönes künstliches Gebäude durch eine ungeheure Hyperbel: eine gefrorne Musik rc. Den Jüngern dieser Schule, so wie jenen, die ihnen nachbeteten, müssen wohl Jacobi's Dichtungen viel zu nüchtern erscheinen. Sie schöpften aus den trüben Dichterquellen des Mittelalters ihre geweihten Salben, um

*) Siehe darüber seine Erklärung in der Iris vom Jahr 1806, S. 252.

damit die Phantome ihrer verrückten Einbildung zu heiligen; und so erlebten wir in den Gesängen von einem Dichter, der früher allerdings Beweise von hohen Talenten gegeben hatte, sogar zu lesen:

Wir sind die Glöckner der romantischen Minne,
Und preisen die Himmels-Königinne.

An diese schlossen sich die Männer mit dem spanischen Schellen-Geklingel, die Glöckchen an die verschiedenen Schneckenbeine ihrer Verse hiengen, und unsere Ohren damit betäubten. Von vielen Mitgliedern dieser beyden Gilden wurden Jacobi's Gesänge kalt und vornehm bespöttelt; der Mann des Friedens antwortete auf keine Beleidigung: doch einige seiner Freunde ergriffen die Feder, und wiesen die neuen Herren in die Schranken der Achtung, die man dem Genius des guten Geschmacks, den Musen und ihrem Priester, einem deutschen Klassiker schuldig ist, etwas derb zurück.

Doch ich habe ja keine Rezensionen zu schrei-

ben, sondern nur das anzuführen, was mir von der Geschichte der Jacobischen Werke wissenswürdig schien. Wenn nun auf einer Seite Romantiker und Mystiker Unfug trieben, so war auf einer andern die Erscheinung nicht minder befremdend, daß einige Protestanten strengerer Observanz Jacobi's Lieder vom Feste aller Seelen*) und auf den Aschermittwoch**) gegen das System ihres Kirchenglaubens anstoßend und nicht orthodox fanden, und wo nicht öffentlich, doch geheim darüber lärmten. Und doch ist auch nicht eine Spur von kirchlichen Dogmen darin, sondern nur fromme

*) Siehe Jac. Werke V. Bd. gr. 8. S. 3.

**) Siehe Jac. Werke III. Bd. gr. 8. S. 95. Vermuthlich stießen sich die Herren an dem Feste der römisch-katholischen Christen, das am Ende des Novembers zum Andenken der Verstorbenen durch Predigten, Gebete und fromme Wünsche gefeyert wird. Freunde besuchen und bekränzen dann mit Blumen die Gräber ihrer Voreltern, Verwandten, Geschwistrigen und Kinder; da fließt dann manche

Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und Wünsche für die Ruhe derer, die die Welt verlassen haben. Nie, wie ich schon sagte, ward der alte Dichter seinem Kirchenglauben, nie seiner Moral, noch weniger seinem Geschmacke untreu. Bey diesem Anlaß kann ich einen Gedanken nicht unterdrücken, der mir schon oft vorschwebte. Wenn es in der Welt Menschen giebt, die da glauben, sie seyen in ihren Meinungen unfehlbar, so giebt es auch Andere, die ihnen widersprechen, und auf der Gegenseite behaupten, sie könnten in ihren eignen Meinungen nicht irren. Was ist nun der Unterschied zwischen beyden? Die

---

kränze der Liebe zur Ehre des menschlichen Herzens. Warum aber die Herren sich nicht bey Jacobi's Lied die Auferstehung, das die nemliche Tendenz hat, und in seinen Werken Bd. II. S. 176 vorkömmt, rührten, ist mir nicht erkennbar. — Nachrichten zufolge soll jetzt auch ein Fest zum Andenken gestorbener Krieger in Berlin jährlich gefeyert werden.

Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Gott allein kennt sie.

Jacobi erlebte noch die neue Zürcherausgabe seiner Werke, aber in der Zwischenzeit auch einen Unfall, der dem frommen Greise das Herz brach. Er hatte seinen einzigen Sohn Fritz von Kindheit an sorgfältig erzogen, und in dem Tempel der Wissenschaften zur ächten Humanität eingeweiht. Er wuchs auf zu einem Jünglinge von hervorstechenden Talenten, durch den Homer, den Virgil und die großen Muster der Vorwelt gebildet und angeleitet von dem Geiste seines Vaters. Allein bey der Aussicht auf die schönsten Hoffnungen, die eine solche Blüthe versprach, starb er nach dem 17ten Jahre seines Alters im Jahre 1811, wie es scheint, an den Folgen einer Erhitzung. Die Kunst der geübtesten Aerzte, geprüfter Freunde des Hauses, vermochte ihn nicht zu retten gegen die Schlüsse des unausweichlichen Schicksals, das ihn in eine bessere Welt forderte. Wer vermag den Zustand der trostlosen Eltern zu beschreiben?

die bildenden Künste, wollten sie es versuchen, den Kummer sinnlich darzustellen, müßten hier das Haupt des greisen Vaters verhüllen, wie es jener Maler aus der griechischen Vorwelt that, der Agamemnons Angesicht in dem Augenblicke verhüllt darstellte, da seine schöne Tochter als Opfer der Diana durch den Dolch des Chalcas fiel.

Die Freunde des Dichters ließen es an nichts ermangeln, um den gebeugten Geist aufzurichten. Aber die Wunde des Herzens war zu tief. Bemühte er sich auch selbst, durch christliche Gelassenheit, Resignation und Standhaftigkeit den Kummer zu mildern, nie kehrte doch ganz wieder die alte Heiterkeit in sein Herz; zuweilen konnte er sich vergessen, aber nie ganz erholen. Einem Freunde, der auswärts war, klagte er in einem Schreiben sein Unglück, und sagte: „Ach, sie werden mich um hundert „Jahre älter finden!"

Doch die Vorsehung, für die es zuweilen nach Seneca's Aeußerung ein würdiges Schau-

spiel ist, einen tugendhaften Mann mit dem Unglücke ringen zu sehen *), hatte ihm noch vor dem Abschied aus diesem Leben eine zwiefache Erholung aufgespart. Im Sommer des Jahres 1812 besuchte ihn sein Bruder, Präsident der Akademie von München, begleitet von seinen beyden Schwestern, zu Freyburg. Diese Erscheinung goß wieder lindernden Trost in seine Brust. Ein Jahr später erlebte er noch, daß der Freyheitskrieg um die Rettung Deutschlands nach der gewonnenen Völkerschlacht bey Leipzig eine günstige Wendung bekam. Wie fröhlich empfieng er diese angenehme Nachricht! denn seine reine Vaterlandsliebe hatte immer den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen der letzten Zeiten genommen, von deren Entwickelung er die Unabhängigkeit der Deutschen oder ihre Knechtschaft erwartete. Endlich genoß er noch der Freude, daß die drey großen Monarchen, die Sieger auf den

---

*) Dignum Deo spectaculum, videre bonum virum cum malâ fortunâ colluctantem! Senec.

Schlachtfeldern Sachsens, für einige Zeit am Ende des Jahres 1813 ihre Standquartiere zu Freyburg hielten, und unter diesen der König von Preußen, Neffe Königs Friederichs II., dessen Andenken als seines ehemaligen Landesherrn dem Dichter so unvergeßlich war. Zwar lag er bereits niedergedrückt von der Schwäche des Alters, und jenen Krankheiten, die dessen Gefährtinnen zu seyn pflegen. Gleich einem Feuer, dem Nahrung zugeschoben wird, loderte noch einmal sein Dichtergeist auf. Durch einen schönen Gesang feyerte er die freudenvolle Begebenheit und die Aussichten des anbrechenden neuen Jahres, an dem sich die Retter der Welt, die zwey Kaiseren, und ein mächtiger König vereinigt fanden. Dieß war aber der letzte Schwanengesang des Dichters.

Unbegreiflich ist es, wie der geschwächte Dichter so nahe an den Pforten des Todes, gleich dem Orpheus, noch mit solcher Kraft und Besonnenheit sein Saitenspiel ertönen zu lassen vermochte. Ich füge diesen letzten Gesang am

Schlusse dieser Lebensbeschreibung bey, der damals in den Freyburger Blättern abgedruckt worden. Nicht für den Litterator allein, sondern auch für den Psychologen bleibt er merkwürdig; denn er beweis't, wie kräftig der menschliche Geist siegend über körperliche Schwächen und Leiden auf den Fittigen der Phantasie noch in den letzten Augenblicken sich empor schwingen könne. Aber wo war je ein Dichter, der in einer solchen Lage, wie der sterbende Jacobi, mit einem solchen Reichthum poetischer Bilder, Wendungen und Ausdrücke, mit einer solchen Zierlichkeit, Zartheit und rhythmischer Anmuth der Sprache von der Welt Abschied nahm, und sein Volk mit einem prophetischen Geiste zu Hoffnungen besserer Zeiten aufmunterte, die er leider selbst nicht mehr erlebte; die aber von den drey großen Monarchen bald nach seinem Ableben zum Troste aller Nationen herbeygeführt wurden. Oder aber geschieht es zuweilen, daß fromme Dichter vor ihrem Ende noch einmal durch jene göttliche Inspiration ange-

feuert werden, von der ein alter römischer Sänger sagte:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo!

Das Lied gab er am Vorabend des 1. Jenners in die Druckerey ab. Als er damit fertig war, sagte er: Ich werde wohl das neue Jahr, dem ich entgegen sang, nicht mehr sehen. Seine Gattin belehrte ihn, es seye nicht so ferne, und er würde es morgen sehen. Ich hoffe doch, erwiederte er, man soll es wohl an dem Liede nicht merken, daß ich so alt bin. Das neue Jahr erlebte er noch, und zwey Täge dazu, während denen er kämpfend gegen Schwäche und Schwindel sich noch liebreich mit seinen Freunden unterhielt. Am 4. Jenner gegen die Morgenröthe erholte er sich abwechselnd, dann sank er in den Zustand der Unbewußtheit; seine Lebenskraft schwand, er näherte sich der Grenze des Landes, aus dem noch kein Sterblicher Kundschaft zurückgebracht hat.

Er starb 73 Jahre alt, am 4. Jenner 1814. Sein Ende war ruhig und sanft, wie sein

Leben. Noch einige Minuten vor seinem Abscheiden bemühte sich ein Freund ihm das Hauptküssen höher zu legen. Da belebten sich noch einmal seine Blicke, er warf sie auf seine Gattin, die ihren Schmerz und ihre Thränen aus Schonung für ihn vergeblich zu verbergen suchte — dann wieder auf seine umstehenden Freunde mit jenem Ausdrucke von Dank, Liebe und Freundlichkeit, der ihm so eigen war, und mit welchem er die letzten Dienstleistungen zu vergelten sich bemühte. Dann schloß er beym völligen Bewußtseyn die Augen zum ewigen Schlafe; sein unsterblicher Geist entfloh, ohne äußere Zeichen von Angst und Bangigkeit. So ist der Tod des Gerechten!

Alles, was in der Menschenwelt einmal da war, erscheint nie wieder in vollkommener Gleichheit. Wiederholen in Zügen der Aehnlichkeit kann es sich wohl, aber nicht nach der Gleichheit; so will es das Gesetz der Mannigfaltigkeit in der Natur. Auch der Mann von der größten Aehnlichkeit des Geistes bleibt immer

der Sohn seiner Zeit, vielfach von ihr gebildet durch den Einfluß und die Macht eigener Zufälle, und auf diese Weise zu seinem Denken und Handeln bestimmt. Wenn daher der Geistesverwandte eines Dichters aus der Vorwelt viele Menschenalter später nach ihm bey einem andern Volke geboren wird, so wird er doch wieder ganz anders erscheinen, als jener war. Der philosophische Beobachter sieht in beyden das, was gemeinschaftlich, und auch was verschieden ist. Dieses treue Auffassen und Vergleichen der Eigenthümlichkeiten ganzer Zeitalter und auch einzelner Menschen gehört zu den schönsten Bemühungen und Genüssen des menschlichen Geistes, nicht nur bey Betrachtung jener gewaltthätigen Heroen, welche die Welt aus den Angeln reißen, sondern auch jener milden Gestalten, die zuweilen erscheinen, um das Menschengeschlecht mitten unter Unfällen zu trösten, zu belehren, und zum bescheidenen dankbaren Genusse des Guten und Schönen aufzumuntern, das ihm die Vorsicht sogar auf den

Trümmern eines, wo nicht ganz verschwundenen, doch traurig gestörten Glückes noch in der Welt übrig ließ.

Eine solche milde Erscheinung am Himmel der der deutschen Litteratur war der Dichter Jacobi. Viele haben ihn oft mit dem griechischen Dichter Anakreon von Tejos in Jonien verglichen, der 557 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beyläufig unter dem persischen König Cyrus lebte. Aehnlichkeit haben allerdings diese beyden Geistesverwandten, aber bey weitem keine Gleichheit. Beyde waren lyrische Seelen. Allein Anakreon auch in seinem hohen Alter, über das er oft in seinen Liedern scherzte, hatte nur sinnlichen Genuß, Wein und Liebe und solche Zeitvertreibe im Auge, welche die Sittlichkeit verwirft, und die, gelinde gesagt, auf Rechnung seines in Wohllüste versunkenen Jahrhunderts gesetzt werden müssen.

Auf der andern Seite war Jacobi der reinste Geist, an dem nie ein Fleck haftete; der seine Sittlichkeit bis in das späteste Alter im Handeln

und Denken behielt, ja immer veredelte, wie wir es aus seinem noch spät gesungenen Liede über das Alter *) erkennen müssen. Beyde Dichter waren also in nichts, als in der fein gebildeten und harmonischen Sprache, in dem heitern sanften Ergusse der Gefühle ähnlich, in welchen ihre Muse sang. Allein jeder von ihnen stimmte seine holde Lyra mit eigenthümlicher Kraft, nach verschiedenen Absichten. Jacobi's Geist war umfassender, und bemächtigte sich, schwebend in der Höhe ächter Menschenveredlung, eines größern Umfangs der mannigfaltigsten Ideen.

Entsprossen in einem durch Moral und Religion gebildeten Volke hatte er das Eigenthümliche, das er von seiner schönen Jugend an bis zu seinem ehrwürdigen Greisenalter die Poesie nicht wie eine profane Kunst, sondern wie einen heiligen Beruf, wie ein aufgetragenes Werk betrieb, und seine edle Sprache nur zur Beförderung des Schön = Guten, das die Griechen

*) Jac. Werke VII. Bd. S. 212.

mit Kalokagathie bezeichneten, verwendete. In seinem Innern hatte sich eine eigene Welt gebildet, und er führte in dieselbe gute Menschen, die ihn verstanden, zum Mitgenusse ein. Er war Dichter und belehrender Nationalsänger, wollte auch nichts anders seyn. Selbst das bürgerliche Amt, welches er in der zweyten Hälfte seines Lebens noch übernahm, würde er nie angenommen haben, hätte es ihm andere Pflichten aufgelegt, als die er selbst so gern als edler Menschenfreund und Verkündiger schöner Lebensweisheit ausübte.

Wir haben Jacobi's eigenes Geständniß dieser Gesinnungen: „Mit Hülfe der Musen," sagte er einmal, „schuf ich mir eine Welt, so „reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst „am ängstlichen gesucht, am schwersten gefunden „wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrau„chen weiß. In dieser meiner Welt kann es „mir nicht einfallen, nach sogenannten großen „Dingen zu streben, weil sie mir klein erschei„nen; da hingegen mancher kleine Gegenstand,

„den die Mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes „würdigen, sich in meinen Augen veredelt und „mich fest hält. Und wie oft haben Dichter „Phantasieen und die zu ihnen sich gesellende „sorgenfreye Laune mir die neuesten Wege „geebnet *)?"

Jacobi begieng nie eine Verrätherey an seinem Zeitalter; man hätte mit Recht ihm dieses vorwerfen können; wenn er um des schnöden Beyfalls willen sich nach dem so oft in schlimmern wechselnden Geschmack desselben bequemt hätte. Diesem Fehler, oder vielmehr dieser epidemischen Sucht, mit der so viele neuere Dichter befallen worden, wich er sorgfältig aus; denn er meinte, das Zeitalter sollte nicht dem Dichter, sondern dieser vielmehr seinem Zeitalter die Stimmung geben. Also blieb er sich immer treu, von seinen frühesten Werken bis zu den spätesten; sie

*) Ueber das Glück einer reichen Phantasie, die er eine Gotteskraft nennt. S. Jac. Werke III. Bd. S. 225.

haben immer eine gleiche Richtung zum Schönen, zum Edeln, zum Sittlichen und zum Natürlichen.

Ein Mann, begabt mit einem solchen Gemüthe, gehört zu dem Adel der Menschheit. Ihm ist das ehrgeitzige Jagen nach Würden und Reichthum fremd; er hat nur ein Streben, nämlich als Sänger von seinem Volke gehört, gekannt und geliebt zu seyn.

In allen Sprachen der Völker hat man den sittlich guten Sängern das Beywort fromm zugelegt. Und diese Auszeichnung ist es, die unserm Jacobi vorzugsweise gebührt; denn er wollte nur veredelte Gefühle, heitere Liebe und mit Sittlichkeit gepaartes Wohlwollen unter den Menschenkindern verbreiten. Alles übrige, was außer diesem Kreise ihn umgab, blieb ihm fremd. Er gieng durch das Leben ohne Sorge, ohne Streit, ohne Hader, und aus dem Leben mit Ruhe, mit jenen guten Hoffnungen, die die Weisen und die Frommen aller Nationen nie verlassen, hinüber in das Elysium, in dessen

Gefilden sein Geist, während er noch unter uns wandelte, oft so gerne träumend verweilte. In diesen wenigen Zügen läßt sich, wie ich glaube, das Bild des edeln Mannes im Kleinen zusammenfassen. Ihn ganz und nach Würde zu schildern, forderte den Pinsel eines Tacitus oder Plutarchs.

Nachdem Jacobi abgeschieden war, besorgte man die Anstalten für sein Leichenbegängniß, das nach der Sitte des Landes erst am dritten Tage statt haben durfte. Seine sterbliche Hülle blieb indessen ausgesetzt, und ward noch von vielen, denen er so theuer war, zum letztenmal besucht. Ein Ausdruck von Freundlichkeit erhielt sich in seinem erblaßten Angesichte; die Züge glichen denen eines ruhig Schlummernden, es war die Schönheit des Todes. Die trostlose Gattin erwies ihm den letzten Liebesdienst, legte zu seiner Rechten eine Rose, zur Linken einen Myrthenzweig, seine Schläfen wurden mit einem Lorbeerkranze umwunden. Bey allen Mitbürgern sprach sich allgemeines Bedauern aus;

denn ungetheilt war das Wohlwollen gegen den Mann, der mit so viel Würde, mit so viel sittlichen und bürgerlichen Tugenden lange unter ihnen gelebt, und so große Verdienste um die Bildung der Jünglinge sich erworben hatte.

Höchst feyerlich war der Leichenzug; eine Gesellschaft angesehener junger Akademiker ließen sich die letzte menschenfreundliche Dienstleistung nicht abstreiten, den Sarg ihres geliebten Lehrers wechselsweis selbst auf den Schultern zu tragen. Auf dem schwarzen Grabtuche lag ein weißes Polster, auf diesem sein berühmtes Aschermittwochs-Lied mit dem wohlverdienten Lorbeerkranz. Dieses Lied, von dem ich schon oben sprach, in welchem er die Hoffnung zur Ruhe in einem bessern Leben jenseits des Grabes vorgetragen hatte, ward von Chören vortretender junger Mädchen unter Begleitung blasender Instrumente abgesungen. Gewiß hätte Jacobi nie vermuthet, daß dieses schöne Lied einst sein Todtengesang seyn, und ihm die nämliche letzte Ehre wiederfahren würde, wie dem alten Sän-

ger Frauenlob *) vor 500 Jahren in Mainz geschah, der von edlen Frauen und Töchtern unter seinen eignen Gesängen zu Grabe begleitet wurde. An der Spitze des Trauergeleits waren sämmtliche Lehrer der hohen Schule, dann folgten mehrere Herren von den Landesstellen und von dem Adel, unter Vortretung des in Freyburg studierenden jungen Fürsten von Fürstenberg, hierauf die Mitglieder des städtischen Magistrates, endlich die gesammten Akademiker und die Schüler des Gymnasiums mit einer unzählbaren Menge von Bürgern.

*) Frauenlob starb im Jahre 1318. Er war Doktor der Theologie und hieß eigentlich Heinrich von Meißen. Seine Dichtungen feyern die Liebe Gottes, die Frauenliebe und die Tugenden der heil. Jungfrau; viele sind im Lehrton, andere in allegorischer Mystik geschrieben. Auch hat man noch von ihm eine Umschreibung des Salomonischen hohen Liedes. Siehe die Manessische Sammlung Theil II. S. 213; auch Docens Miscellen der deutschen Litteratur (8. München 1809) Thl. II. S. 278.

Der Zufall wollte es, daß der Zug vor dem Hause, in welchem Se. Majestät der König von Preußen, damals in Freyburg anwesend, wohnte, vorbeygeführt wurde; der erhabene Monarch trat an das Fenster, und war Zeuge der einem Dichter erwiesenen letzten Ehre, welcher ehedem lange Jahre in seinen Staaten gelebt hatte, und, als eifriger Bewunderer Friedrichs des Großen, dessen Heldentugenden er so oft besungen hatte *). Nicht ohne Theilnahme sah der König jener Feyerlichkeit zu, mit der Freyburgs Bürger Tugend und Verdienst, in welchen Formen des Kirchenglaubens dieselben unter ihnen erscheinen mögen, auszuzeichnen gewohnt sind.

Eine schöne Standrede hielt der evangelische Stadtpfarrer und Professor Wucherer bey dem Grabe seines verblichenen akademischen Amtsge-

---

*) S. dessen Cantate auf den Geburtstag Friedrich des Großen, aufgeführt zu Halberstadt im Jahr 1771. Siehe Jac. Werke II. Bd. S. 22.

genossen. Mit rührender Beredtsamkeit schilderte er die Empfindungen so vieler um die Größe des erlittenen Verlustes trauernden Freunde, und bemühte sich ihnen Trost einzuflößen. Nicht minder schön und rührend war die Rede, welche Professor von Rotteck dem Gedächtniß des edeln Dichters im Gebäude der hohen Schule hielt.

Jacobi's Leiche ward auf dem Begräbnißplatze der Universität in einem ausgemauerten Raume eingesenkt; zu seinen Füßen liegt der zwey Jahre früher ihm vorangegangene Sohn. Ausdrücklich war der Wunsch des Dichters, daß man den Ort, wo sein Leib niedergelegt würde, mit einem einfachen schwarzen Kreuze bezeichnen solle. Es ward vollzogen; und so ragt denn aus dem Grabhügel des in die Ewigkeit Geschiedenen das Kreuz hervor, ein Symbol der christlichen Erlösung für Millionen Sterbliche, so wie aus den Tiefen des Ozeans die Wimpel eines mit reicher Ladung versunkenen Schiffes noch emporragen, eins, wie das andere dem

ernsten Beschauer ein Erinnerungsmal an den Untergang so mancher irdischen Herrlichkeiten.

Hoffentlich werden die Herren der strengern Observanz, die einst an der Orthodoxie seines Aschermittwochs-Lieds zweifeln wollten, kein Aergerniß an diesem hölzernen Kreuze nehmen, seitdem wir erlebten, daß nach dem rühmlich ausgefochtenen Freyheitskriege das eben so einfache als schmucklose eiserne Kreuz zum Zeichen christlicher Einigkeit auf die Brust der tapfern Streitgenossen gerade an dem Fleck als Siegeszeichen geheftet ward, unter welchem das Herz für Fürst und Vaterland so stolz empor schlug.

Sang doch Jacobi selbst vom Kreuz in einem Liede:

„Wohl uns! der große Lebensquell
„Versiegt dem Geiste nimmer;
„Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
„In dieser Hoffnung Schimmer *).

---

*) Siehe Jac. Werke III. Bd. S. 256.

Wir glauben, daß das von den Chören junger Mädchen abgesungene Lied den Verehrern des Dichters nicht unangenehm seyn werde, so wie sein leztes Gedicht zur Begrüßung seiner Mitbürger bey dem neuen Jahr 1814 und der drey Monarchen in Freyburg, die sich von da aus zum Uebergange auf das feindliche Gebiet mit ihren Heeren rüsteten. Beyde mögen daher diese Biographie, wie ein Blumengewinde beschließen.

Jacobi's Lied über den Aschermittwoch.

Abgesungen von Mädchen-Chören bey seinem Leichenbegängnisse.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Palläste
Drang' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen,
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden. –

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen,
Was verwes't muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien,
O die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab' entgehen.

Steh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären,
Menschen=Hoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

Jacobi's letztes Gedicht,

vier Tage vor seinem Absterben.

Der Abendsonne gleich, wenn sie die Wetterwolke
Zerstreut, und dann voll Majestät
Dem furchtbefreyten Schnitter untergeht,
Ihr gleich, entwich dem biedern deutschen Volke
Das alte lorbeerwerthe Jahr.
Noch scheidend hob's im Siegestanze,
Zur Tilgung unsrer langen Schmach,
Empor die Ketten, die es brach,
Empor, mit Feindes-Schwert und Lanze,
Den kühn errungnen Adler, der, zerstückt,
Nicht drohend mehr auf unsre Heere blickt.

So schwand das alte Jahr, begleitet
Von Jubelschall, und sieh! ein neues schreitet
Daher im jungen Morgenglanz.

Wie grünt der frisch gepflückte Kranz,
Den mit dem Palmzweig seine Rechte hält,
Weissagend künft'ge Siegesfeyer!
Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreyer
Der unter hartes Joch gebeugten Welt.
Heil uns! Durch Freyburgs Thore zogen
Die Cäsarn, brüderlich verbündet, ein;
Denn ihnen soll der bald erfochtne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen,
An seinen beyden Ufern weih'n.
Heil uns! Die Helden rasten nicht,
Bis vor der Völker Angesicht
Ihr Muth, was er begann, vollendet und gekrönt,
Bis jeder die erhabnen Manen
Erzürnter, weggewandter Ahnen
Den späten Enkeln ausgesöhnt.
Dann wird auf sein Geschlecht herab,
Wie einst, mit seligem Vertrauen,
Der Schatten Hermanns wieder schauen,
Der nicht das Blut der treuen Krieger gab,
Um sich den höchsten Thron zu bauen, um allein
Beherrscher einer Welt zu seyn.

Auf Leichen ließ er nur sich Leichen thürmen,
Den nie verletzten Opferhain
Und seinen rauhen Wald vor Knechtschaft zu beschirmen.
Ihr Deutschen, auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Herrmanns Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden.
Auch seh' ich schon die unbezwungne Schaar
Der Reussen ihren Blick mit Zuversicht erheben
Zu jenem thatenreichen Czar *),
Dem mehr, als Kaiserkron und Leben,
Der Länder neue Schöpfung war.
Und o! Das Volk der muth'gen Brennen **),
Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich nennen.
Bey Habsburgs ***) Namen — doch was wagt ein Saitenspiel,

*) Peter der Große.

**) Preußen.

***) Der edle Rudolph von Habsburg, Stifter des östreichischen Kaiserhauses.

Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte?
Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leyer schlagen,
Wie der Cherusker Barden-Chor sie schlug,
Und Todesfurcht mit ihr dem Feind' entgegen
trug!
Dem alten Sänger sey's genug,
Wollt, unter Euren Sieges-Chören,
Ihr, die ein zweytes Vaterland,
Durch manches süße, festgeknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leis're Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt.

